

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Vermischte Erzählungen und Aufsätze

Bermischte Erzählungen und Aufsätze.

Erkenntlichkeit eines Indiers.

(Mit einer Abbildung.)

In Amerika gibt es ein Gesetz Linsch genannt, nach welchem sich das Volk selbst Recht verschafft. Uns Europäern kommt dieses Recht ungeheuer vor; allein, wenn man erwägt daß die Civilisation sich nur nach und nach in diesem ausgedehnten Welttheile Bahn gebrochen; daß die Dörfer, Flecken und die Städte selbst anfangs nur aus Kolonien bestanden, die ihr Dasein und ihre Habseligkeiten gegen allerlei Uebelthäter ohne weitere Hilfe vertheidigen mußten, so wird man leicht begreifen, daß in Ermangelung einer regelmäßigen Gerechtigkeitspflege, besagtes Verfahren Gesetzeskraft bekam.

Die Auswanderung, die noch heutzutage jährlich viele Tausend Menschen nach Amerika führt, wird dieses eine Million dreihundert fünf und zwanzig tausend Quadratmeilen große Land noch lange nicht füllen, und die Neuankommene müssen für ihre persönliche Sicherheit, wie früher ihre Vorfahren, bisweilen das Linschgesetz anwenden, wenn sie sich in einer Gegend niederlassen, wo die Gerichtsbarkeit noch nicht festgesetzt ist.

Gehen wir nun zu unserer Geschichte über.

Der Texas, eine fruchtbare Gegend von Südamerika, war noch im verfloßenen Jahrhundert eine große mit Waldungen bedeckte Wüste, wo einige indische Stämme und einige spanische Pflanzler hausten. Ihre Anwesenheit zog alsbald eine Bande herbei, die sich durch Diebstahl, Brandstiftung und Mordmord berühmte. Die Pflanzler bildeten daher ein freiwilliges Vertheidigungscorps, welches für die allgemeine Sicherheit wachen und das Linschgesetz vollziehen sollte.

Henrico Perez und Juano, sein Bruder, wurden einstimmig, der Erste als Hauptmann, der Zweite als Lieutenant dieser Compagnie ernannt. Ihre Tapferkeit und ihre Einsichten hatten sie zu diesem Ehrenposten erhoben. Henrico besonders war eine dieser ritterlich-verwegenen Naturen, welche die Gefahr aufsuchen um ihr zu trotzen. Die Jagd war von jeher seine Lieblingsbeschäftigung gewesen. Er empfand eine tiefseelige Lust, in diesen unabsehbaren Wäldern umherzu-

ziehen, deren Wildpret ihm überaus genug Nahrung für die ganze Colonie lieferte.

Nachdem er durch das Zutrauen seiner Landesleute Oberrichter der Gegend ernannt war, erhielten seine Ausflüge einen edlern und nützlichen Zweck, nämlich den Aufenthalt der Banditen, welche die Gegend unsicher machten, auszukundschaften.

Henrico hatte nie auch nur die geringste Spur eines menschlichen Wesens in den Wäldern gesehen, die er durchwanderte. Die Uebelthäter mußten demnach in einem entlegenen District ihr Versteck haben; die Einsamkeit des Brazosflusses und ihre Entfernung von jedem Verbindungswege mochte sie wohl hiehergeführt haben. Der abenteuerliebende Capitän entschloß, sich davon selbst zu überzeugen. Es war ein gefahrvolles Unternehmen; denn wenn auch weder Löwen noch Tiger in Amerika sind, so hausen in dessen Wäldern das Pantherthier, der Jaguar, Wölfe, &c., die ihren Brüdern der alten Welt an Grimmigkeit nicht nachstehen. Zudem ist der Reisende noch ausgesetzt in die Hände der Indier zu fallen, diese frühern Eigenthümer des Bodens, die den Europäern, ihren Verdringern, einen unverfönlischen Haß geschworen haben. Unerachtet all dieser Gefahren, und nachdem er seinem Bruder das Commando der Compagnie übergeben, ging er den andern Morgen auf Auskundschaftungen aus.

Schon waren drei Tage verfloßen, ohne daß das Sperberauge unseres Helden die geringste Spur eines Menschen erblickt hätte. Die feierliche Stille dieser unbetretenen Wälder ward nur durch hunderterlei mysteriöse Getöse gestört, welches der durch die Baumblätter zischende Wind, und die verschiedenen hin- und herziehenden Insekten verursachen. Müde vom langen Marsche setzte sich Henrico an den Fuß eines uralten Baumstammes und ließ seinen Blick über die reiche, abwechselnde Landschaft hinwandern, welche die Natur verschwenderisch vor ihm aufgerollt hatte, als ein Nothschrei ihn plötzlich aufsprängen machte. Schnell, aber vorsichtig, ging er auf den Ort zu, wo einer seiner Mitmenschen in Gefahr schwebte, und erblickte alsbald einen Indier, der handgemeng mit einem Panther war. In einem Sprung erfaßte er das grimme Thier bei der Kehle,

stieß ihm einen Dolch in die Brust und befreite den schon erschöpften Kämpen.

Unerrachtet seiner Erschöpfung, richtete sich der Wilde auf, wandte sich zu seinem Befreier und sagte auf Kauderspanisch:

— Der weiße Mensch* hat Mitleiden mit seinem Bruder gehabt; er hat ihm das Leben gerettet; Arrow wird es nie vergessen. — Der weiße Mensch sah seinen Bruder in Gefahr und eilte ihm zu Hilfe: was gibt es wohl Natürlicheres? erwiederte Perez. Allein Arrow, denn dies ist ja dein Name, wie kommt's daß Du allein hier bist?

— Arrow ist nicht allein; seit einem Mond (Monat) sagt er mit seinem Stamme, der dort im Gebirge lagert. Seit gestern ist er der Fährte des Panthers nachgegangen, den sein Bruder getödtet hat. — So! dein Stamm ist seit einem Mond in dieser Gegend! Hast Du keine andere weiße Menschen angetroffen?

— Arrow hat zwei gesehen, als die Sonne rechts war (am Morgen); wenn sie ganz links sein wird (Abends) werden sie wieder vorbeikommen.

Der Scharfsinn und die Feinheit der Organe des Indiers sind außerordentlich: das leiseste Geräusch schlägt an sein Ohr an; das Gelispel eines entfernten Baumblattes weckt seine Aufmerksamkeit auf, und sein Scharfblick unterscheidet auf dem Moos die Schritte der Feinde oder der Freunde.

Arrow hatte den Fremden nicht nur ausgelauert, allein er hatte auch ihre Unterredung aufgefangen. Durch seine natürliche Aufopferung hatte Henrico einen mächtigen Gehilfen gewonnen, der, ohne es zu vermuthen, seinen Retter auf die Spur der gefährlichen Räuber brachte.

Der Panther, den der Indier mit aller Kraft vom Leib entfernt hielt, hatte ihn nur in die Hand gebissen. Perez verband die Wunde mit der Geschicklichkeit eines Arztes; er sagte dann diesem Naturmenschen, daß er Hauptmann des Linschbundes sei, und erklärte ihm die Pflichten die ihm dieses Amt anferlegt.

— Willst Du mich an den Ort führen, sagte er zu Arrow, wo ich die Fremden sehen und hören kann? — Arrow's Leben ist das Eigenthum seines Retters; er wird ihn nicht mehr verlassen.

— Das ist recht indisch gesprochen; machen wir uns auf den Weg.

Nachdem sich der Indier recht umgesehen, so durchschritt er den Wald mit der Sicherheit, mit

welcher ein Stadtbewohner die Straßen seiner Geburtsstadt durchläuft. Nach einer halben Stunde Marsch, ließ er einen leisen Gurgelton hören, kehrte sich gegen Perez und zeigte ihm das Moos das vor ihnen war: Hier ist der Weg der weißen Männer, sagte er.

Henrico's gewandtes Auge konnte anfänglich die Zeichen nicht sehen auf welche Arrow seine Aussage stützte; endlich gewährte er neben durch menschliche Fußstritte gebeugten Grashalmen, andere die sich wieder aufgerichtet hatten.

Jetzt führte der Indier seinen Retter in ein nahegelegenes Dickicht, brachte sehr gewandt eine lichte Stelle an, setzte sich und lud Perez durch Zeichen ein, ein Gleiches zu thun.

Die Sonne hatte sich unterdessen gegen den Horizont geneigt, und die Nacht folgte auf den Tag mit der den heißen Erdstrichen eigenthümlichen Schnelligkeit, die keine Dämmerung haben wie die nördlichen Gegenden, als der Indier abermals seinen Gurgelschrei vernahmen ließ.

— Hört mein Bruder Etwas? fragte Perez erstaunt. — Arrow hört die Schritte der weißen Männer und jene ihrer Pferde.

Erst nach fünf Minuten vernahm Henrico diese Töne, und bald gingen an ihrem Versteck zwei Männer vorbei, die ihre Pferde am Zaume führten.

Der Indier stand still auf, und Perez that desgleichen. Die Nacht war stockfinster; es war also ein Leichtes mit einem Führer wie Arrow den Fremden nahe genug nachzuschleichen, um ihr Gespräch zu verstehen.

— Wir sind jetzt, glaube ich, sicher vor jeder Verfolgung, sagte der Erstere. — Was dies betrifft, so werde ich sanft schlafen. Von Hunderten würde nicht einer daran denken, uns da zu suchen, wo man uns finden kann.

— Außerdem glaube ich, Capitän William, wäre noch nicht Alles abgethan, wenn man uns ausfindig machte. — Da magst Du wohl Recht haben, erwiederte dieser. Du kannst Dich darauf verlassen, daß ich für meine Person mein Leben theuer verkaufen werde; und gewiß soll mich keiner fangen so lange ein Funke Leben in mir ist. Ich habe eine tödtliche Abneigung gegen den sogenannten Linschbund. Der Gedanke, so mit einem Strick um den Hals aufgehängt zu werden, ohne Richter und Gesetz, macht mich schauern. Woher haben denn die Kerle das Recht, die Zügel des Gesetzes selbst in die Faust zu nehmen? Erst gestern träumte ich von dem verhassten Perez und seinen Bundesgenossen: mir ist als sollten wir nächster Tage diesem Burschen in die Hände fallen.

* Die Indier, deren Hautfarbe kupferfarbig ist, geben diesen Namen den Europäern, die selbe Rothhäute nennen.



seiner
alben
gelton
in das
Weg

nglich
seine
durch
lmen,

n ein
t eine
durch

n den
f den
hüm-
haben
aber-

Perez
weisen

o diese
e zwei
laune

t des-
r also
den
n ihr

jeder
es be-
werten
schen,

liam,
n uns
Recht
arauf
Leben
seiner
Ich
mann-
Strick
Rich-
Boher
el des
st ge-
z und
n wir
Hände

— Wir könnten eben nicht viel Gnade von ihnen erwarten, wenn sie uns in ihre Klauen bekämen; denn wir sind in unserm Verfahren nicht gar fein zu Werke gegangen; zudem legt man uns noch eine Menge anderer Vergehen zur Last, welche, wie ich vermuthe, die Aufmerksamkeit des Putschbundes auf unsern Trupp ganz besonders gelenkt haben. Wir müssen uns gehörig in Acht nehmen, daß sie unser Nest nicht auffinden und uns einmal beim Mittagschläfchen aufheben. Ich siehe dafür, daß es in solchem Falle nicht lange dauern würde, bis wir einen Lustsprung machen würden. Der auf diese Weise aus der Welt speiderte Gregorio beweist, daß sie eine gute Praxis in dieser Expeditionsweise haben. — Laß! Kenly; es ist nicht gut so viel von Dergleichen reden! Es macht Einen unbehaglich nervös; und es ist Zeit genug daran zu denken, wenn man uns hat.

— Es ist wahr, Capitän, erwiderte Kenly mit einem ironischen Lächeln; das wird aber eben nicht sobald sein. Wer denkt wohl daran, uns in einer Wildniß wie diese aufzustöbern? Es gibt ja nur eine Ansiedelung im Umkreise von fünfzehn Stunden um uns her!... Na, Ihr wißt freilich genug von diesem Plage, weil er die Wohnstätte der schönen Marie Sandoval ist; ich fürchte nur, daß Euere häufigen Besuche auf jener Ansiedelung uns noch Alle in Gefahr bringen. — Von mir habt ihr nichts zu befürchten; ich bin bei solchen Gelegenheiten immer sehr schlau und vorsichtig.

— Was für eine Art von Person ist denn jene Herze, daß sie den Capitän William hat bezaubern können? — Wenn Du meinst, daß ich im Stande sei, ihre Schönheit zu beschreiben, bist Du in einem gewaltigen Irrthum. Was ich Dir sagen kann ist, daß sie durchaus vollkommen ist. Das Schlimmste aber ist, daß sie meine Besuche nicht gern sieht.

— Wirklich! das Neffchen erlaubt sich die Spröde mit unserm Capitän zu spielen. — Laß meinen Titel weg, erwiderte William ein wenig erbittert; sie kennt mein Gewerbe nicht, also.... Marie hat mich in der That gefesselt, und sie muß die Meinige werden. Wie? das weiß ich nicht; allein es gibt mehr als einen Weg sich ein Weib zu holen, wie, zum Beispiel, sie auf einen Besuch in unsere Fuchshöhle mitzunehmen. Ich zähle sogar auf Dich in dieser Gelegenheit. Der Lieutenant Kenly wird es nicht so genau nehmen, wenn es sich um den Gewinn einiger Goldstücke handelt, die ich zu seinen Diensten habe. — Meinertwegen, Capitän, jedoch unter dem Beding, daß Ihr mir ein Gleiches thut, wenn ich mich auch einmal verliebe, erwiderte Kenly lächelnd.

Dieses Gespräch, wovon Perez nicht eine Sylbe verlor, die Titel und Namen welche sich die Reisenden beileigten, verwandelten alle seine Muthmaßungen in Wirklichkeiten. Henrico wußte jetzt daß die Anführer der Räuberbande vor ihm standen. Der Name Marie Sandoval hatte seine Aufmerksamkeit heftig erregt. Durch ihre Tugenden und ihre Schönheit hatte diese Jungfrau die Herzen aller jungen Colonisten gewonnen; allein sie hatte nur die Liebe Juano's, des Bruders von Perez, erwidert. Marie's Vater war dieser Heirath nicht geneigt: er fürchtete sein einziges Kind einem Mann in die Ehe zu geben, den sein, zwar ehrenhafter Posten, täglich dem Tode aussetzte. Einzig mit den Arbeiten seines Meierhofes beschäftigt, von einem friedliebenden Charakter, hätte er zum Tochtermann lieber einen Pflanzler gehabt; deswegen hatte er bei ihr einen gewissen Thomas Campbell mit Lobseserhebungen überhäuft, der sich für sehr reich ausgab und häufige Besuche auf der Meierei machte, um seine Nebenbuhler auszubeißen.

Auf diese verruchten Pläne, welche der Banditenhauptmann William gegen die Braut seines Bruders brütete, beschloß Perez Tag und Nacht nicht zu rasten, um selbe zu vereiteln. Nichts wäre ihm leichter gewesen als diese Bösewichter gleich unschädlich zu machen: seine doppelläufige Karabine würde genügt haben; allein er zog vor, ihr Fuchslotz ausfindig zu machen, dann in gehöriger Zahl zurückzukommen und eine vollständige Razzia dieser im Schlafe versunkenen Bande zu machen.

Die Bösewichter lenkten allmählig vom Brazos ab, und kamen auf eine kleine, mit üppigem Gras überwachsene Wiese. Sie sattelten ihre Pferde ab und ließen sie frei grasen. Die Sättel und Zäume versteckten sie hinter buschigem Farnkraute. Alles dies ließ Perez vermuten, daß sie dem Neste ganz nahe sein mußten; und in der That, bald darauf machten sie am Fuße einer kleinen Anhöhe Halt. William sah sich vorsichtig um und schob dann schnell einen Haufen Reisholz bei Seite, welcher den Eingang zum Schlupfwinkel der Verbrecher bedeckte. Beide verschwanden, nachdem er das Reisholz wieder vor die Oeffnung gezogen hatte.

Der Mond in seinem letzten Viertel erhellte die Umgegend genug, daß Henrico eine flüchtige Skizze der Dertlichkeit aufnehmen konnte.

Ueber diese Erkundigungen erfreut, beschloß Henrico sich sogleich zu dem Farmer Sandoval zu begeben; denn es war zu vermuthen, daß ein Bösewicht wie William sein Wagesstück sobald als möglich ausführen würde, und daß ihm alle Mittel dazu gut sein würden. Der Plan des

Oberrichters, dies Verbrechen zu verhindern, war schon gemacht. Um das Fräulein Sandoval nicht zu erschrecken, wollte er in der Meierei unter dem Namen Alvaredo erscheinen, in einer Privatunterredung mit dem Vater, demselben Name, Qualität, und das gegen seine Tochter verbrecherische Vorhaben offenbaren. Sein Bruder Juano, von dem Vorgefallenen unterrichtet, sollte nächstlicherweile mit etlichen zwanzig Freiwilligen herbeieilen, welche im Hause versteckt, die Thatfachen abwarten sollten.

Unterdessen war Perez auf seinem Wege wieder zurückgekehrt. An den Ufern des Brazos entzog den Reisenden eine schwarze Wolke die Mondhelle die sie bis dahin geleitet. Perez glitt unglücklicherweise über einen Stein und fiel in's Wasser. In gewöhnlichen Umständen wäre dies ein kleiner Unfall gewesen für einen Schwimmer wie er; allein die im Fallen bekommenen Quetschungen machten, daß er nur mit Hilfe Arrow's das Ufer erreichte, wo ihm der Indier ein Dicksicht zum Ausruhen zeigte.

Als er am andern Morgen erwachte, fühlte er sich äußerst unbehaglich zu Muth. Seine Füße wollten ihn kaum mehr tragen, und er mußte sich auf Arrow's Arme stützen um seinen Weg fortzusetzen. Unerachtet des guten Wegweisers Arrow erreichten sie erst am andern Tag bei Sonnenuntergang den Zweck ihrer einsamen Reise. Eine junge freundliche Person empfing sie beim Eintritt in den Meierhof. Juano hatte seinem Bruder Perez so oft die Züge seiner Braut geschildert, daß dieser sogleich überzeugt war, in der Gegenwart von Marie Sandoval zu sein.

Seinem Plane gemäß, nannte er sich Alvaredo, erzählte in wenig Worten den Vorfall der ihm am Vorabend zugestossen, die Krankheit die sich beschwern befürchten ließ, und setzte hinzu, daß er, ganz erschöpft an Kräften, sich entschlossen habe, bei Hrn. Sandoval anzuklopfen, dessen Gastfreundschaft bekannt war.

Das Mädchen führte den Fremden zu ihrem Vater, der ihn mit der einfachen Freundlichkeit der Vorzeit empfing. Er nahm seinem Gaste die Büchse und das andere Gepäc ab, und ließ ihm ein kernhaftes Mahl bereiten.

Perez hatte sich kaum gesetzt, als die Fieberglut ihn in eine Ohnmacht versetzte, während welcher man ihn zu Bett brachte. Sobald Arrow seinen Ketter gehörig versorgt sah, verließ er die Ansiedelung und eilte flugs in die Gebirge, wo sein Stamm lagerte.

Am andern Morgen erschien der Indier bei Sonnenaufgang auf einem wilden Rosse vor der Ansiedelung; er hatte bei seinem Vater einen

Vorrath von fieberheilenden Kräutern geholt. Diese Kräuter und die sorgfältige Pflege retteten unsern Kranken. Eines Morgens fühlte er sich gesund an Geist und Körper.

Als Arrow seinen Ketter hergestellt sah, vergaß er zum ersten Male seine indische Ernsthaftigkeit, um seine unzweideutige Freude an den Tag zu legen. Alsdann erzählte er Perez, daß seine Krankheit zwei Wochen gedauert, daß während dem einer der Weisern, denen sie aufgelauert, mehrmals hier gewesen sei; daß er sich Thomas Campbell nenne, und daß er in gutem Einverständnis mit dem Eigenthümer zu sein schien.

Der Scharfsinn des Indiers ließ über die Identität dieses Individuums keinem Zweifel Raum. Es war also der Banditenhauptmann William, der sich unter diesem falschen Namen versteckte. Je öfters die Besuche des Fremden sich wiederholten, setzte Arrow bei, je kälter wurde das Betragen des Herrn Sandoval gegen den Kranken.

Diese Aussage bestätigte sich gar zu bald. Der Pflanzler und seine Tochter traten eben in's Zimmer Henrico's, und ohne ihm Zeit zu lassen, ihnen seine Erkenntlichkeit auszudrücken, sagte ihm Herr Sandoval barsch:

— Ich sehe mit Vergnügen, daß Sie hergestellt sind, Herr Alvaredo; Sie werden daher mein Haus auf's baldeste verlassen. — Ich wußte wohl, daß ich Ihnen sehr verbunden bin; allein das wußte ich nicht, daß ich Ihnen zur Last war. Wenn Geld Sie für so viele Beweise zuvorkommender Güte entschädigen kann, dann glauben Sie mir, daß ich nicht ohne Mittel bin.

— Geld! Herr, rief Herr Sandoval finster aus. — Ich weiß, daß bloßes Metall nicht all' die Aufmerksamkeit vergüten kann, welche ich in Ihrem Hause erfuhr; allein...

— Nicht weiter, Herr, nicht weiter! Ihr Geld möchte ich unter keiner Bedingung: das Geld welches ich annehme muß rein sein. — Lieber Herr, ihre Worte sind mir durchaus unerklärlich.

— Sie können deren Erklärung in Ihrem eigenen Gewissen finden. Uebrigens werden Sie gut daran thun meinen Rath zu befolgen; denn Morgen wird das Oberhaupt des Vinschaerichts mit einer zahlreichen Schaar sich hier einfunden. Welches auch der Mann ist, dem ich durch allzu großes Zutrauen die Gastfreundschaft gab, ich möchte nicht daß ihm unter meinem Dache etwas Leidens widerfahre.

Herr Sandoval gab Perez ein geschriebenes Blatt und ließ ihn vor Staunen ganz starr stehen; er sah nicht daß ihm seine Tochter nicht nachfolgte, als er das Zimmer verließ.

Henrico warf seine Blicke auf das Papier und las Folgendes :

„Fünfhundert Piaster Belohnung demjenigen
„der nachweist, wo William, der Anführer jener
„Banditen, welche diesen Landstrich verheeren,
„sich gegenwärtig aufhält. Hier sein Signalement:
„Fünf Schuh sechs Zoll hoch, dunkles Haar,
„gebräunte Gesichtsfarbe, regelmäßige Züge;
„etwa 25 Jahre alt. Er trägt gewöhnlich eine
„grüne Jagdweste. Seine Waffen sind eine dop-
„pelläufige Büchse, ein Jagdmesser mit silbernem
„Griff und ein Pulverhorn vom nemlichen Me-
„tall. Sein äußeres Benehmen täuscht Einen
„leicht über seinen wahren Charakter.

„NB. Er läßt sich gewöhnlich Alvaredo nennen.
„Auf seiner linken Wange ist eine kleine Schramme
„bemerkbar.

H. Perez, Oberrichter.

Perez glaubte sich einen Augenblick unter dem Einfluß eines neuen Fieberdeliriums. Doch nein! er fühlte sich im Besitze seines ganzen Fähigkeitsvermögens. Das Papier gibt wohl sein Signalement an; allein wer mag sich diese schändliche Fälschung erlauben haben? Zu welchem Zweck ist sie in Umlauf gebracht worden? Nachdem er vergeblich die Auflösung dieses Räthsels gesucht, erhob er seine Blicke und sah, daß das Fräulein Sandoval noch vor ihm stand.

Marie, mit dem ihrem Geschlechte natürlichen Scharfblick, fühlte die ganze Ungerechtigkeit des Argwohn's ihres Vaters. Aus Zartgefühl blieb sie zurück, um das Grausame der Worte zu entschuldigen, die er seinem Gaste hingeworfen hatte.

— Haben Sie diese Schrift gelesen, Fräulein? fragte sie Henrico.

Das junge Mädchen nickte bejahend.

— Halten Sie mich auch für einen Schurken, einen Banditen? — Nein; unerachtet der Wahrscheinlichkeit und der Meinung meines Vaters, kann ich es nicht. Ihre Aehnlichkeit.... Sie hielt schluchzend inne.

— Mit Juano Perez, nicht wahr?... Glauben Sie mir, ich will weder Ihr Zartgefühl, noch die Bescheidenheit verletzen.... Wer hat Ihrem Vater diesen Steckbrief gegeben? — Herr Thomas Campbell.

— Wer ist dieser Herr Thomas Campbell?

Das Mädchen senkte ihre Augen und Schamröthe bedeckte ihre Wangen. — Er ist... er ist ein Freund meines Vaters, stammelte sie. — Vielleicht Ihr Verlobter?

— Nein, nein! unterbrach sie heftig; meine ganze Natur sträubt sich gegen den Gedanken einer Verbindung, welche er so lebhaft zu wünschen scheint, und die mein Vater begünstigt. Er gibt

sich für einen sehr reichen Mann aus, und hat das Vertrauen meiner Eltern gewonnen, die ihn für einen großen Ehrenmann halten. — Es freut mich sehr, daß dieser Mensch keinen günstigen Eindruck auf Sie hervorgebracht hat. Ich halte ihn für einen ausbündigen Spießbuben. Ich will Ihnen Etwas erzählen, was ich längst hätte mittheilen sollen.

Nun, schilderte er ihr sein nächtliches Abenteuer im Walde, das Gespräch zwischen dem Hauptmann William und seinem Lieutenant Kenly, die Entdeckung des Verstecks der Räuber, und erwähnte zuletzt die Skizze welche er entworfen, um später den Platz wiederzufinden.

— Eine Skizze! rief das Mädchen aus. Mein Vater fand sie in ihrem Zimmer während ihrer Krankheit und zeigte sie vor einigen Tagen Herrn Campbell.

— Welchen Eindruck machte sie auf ihn? fragte hastig Henrico. — Ja, ich erinnere mich, er ward todtbleich und seine Hände zitterten beim Anblick der Zeichnung.

— Er hat Grund zu zittern, denn unter dem Namen Thomas Campbell steckt entweder der Banditenhauptmann William oder sein Lieutenant Kenly. — Großer Gott! rief das Mädchen aus, indem es sich auf den nahestehenden Tisch stürzte. Könnten Sie mir ihn beschreiben?

— Weil es Nacht war, so konnte ich seine Züge nur undeutlich sehen; derjenige welcher Hauptmann titulirt wurde, war von kleiner Statur, aber kräftig gebaut; er hat rothe Haare, grobe Züge und eine heifere Stimme. — Barmherziger Gott! erbarme Dich unser. Er ist's, es ist die Beschreibung von Thomas Campbell! Mein Vater der Freund eines Räubers!... Nun erklärt es sich auch, Herr Alvaredo, warum Sie in Fieberdelirium die unterbrochenen Worte Banditen, Räuberhöhle, u., ausgesprochen, Worte die uns anfänglich in Verwunderung brachten, und welche den Argwohn meines Vaters stärkten, seitdem er diese unheilvolle Nachricht gelesen.

— Kannte dieser Thomas Campbell auch meine Fieberträume? — Gewiß! denn mein Vater schätzt ihn so hoch, daß er nichts vor ihm geheim hält.

— Da mich Ihr werther Vater für das hielt wovon mich die Verleumdung beschuldigt, so war sein Verfahren gegen mich ganz naturgemäß. Ich verbleibe sein Schuldner für die brüderliche Pflege die ich in seinem Hause genossen, ja sogar für die Rathschläge und Warnungen die er einem Schurken zu geben glaubte.

— Wenn die Leute des Perez morgen wirklich hier ankommen, können Sie ihm denn ihre Unschuld nicht beweisen? — Glauben Sie mir,

Thomas Campbell wollte mich nicht an diesen Hainpfling ausliefern: dies wäre eine zu feigliche Sache für ihn. Seine eigene Sicherheit und die seiner Bande will, daß ich sobald möglich zum Schweigen gebracht werde. Nur mein Tod kann von ihrem Haupte die Gefahr abwenden, welche ihnen droht. Henrico wandte sich dann gegen den Indier, der während dieses Gespräches in einer Ecke gekauert saß, und winkte ihm zu nahen.

— Arrow, das Leben deines weißen Bruders ist in Gefahr; Du allein kannst es retten. Ist dein Pferd ein guter Käufer? — Es heißt Blis, erwiderte laconisch der Indier.

— Gut; steig zu Pferd und begeben Dich in gestrecktem Galopp zu Juano Perez, dem Lieutenant des Linschbundes, und sage ihm daß Alvarez, vom Banditenhauptmann William verfolgt, in Lebensgefahr ist. Wenn man Dich unterwegs anhalten wollte, so...

Statt aller Antwort, deutete der Indier vielsagend auf seine Büchse und sein Tomahawk*, stürzte zum Zimmer hinaus und in einem Nu sauste er im Freien wie ein Sturmwind.

— Gott erbarme sich seiner, schrie Fräulein Sandoval, indem sie dem Wilden mit den Augen folgte; er wird gewiß ein Unglück haben. — Seien Sie unbesorgt, Fräulein; der Indier ist ein geborner Reiter; aber — solch' einen Mitt sah ich niemals zuvor.

— Wäre es nicht besser gewesen für Sie, wenn Sie mit diesem Renner von diesem Orte entflohen wären? — Die Pflicht, die Ehre, ja der Antheil den ich an Ihrem Schicksal nehme, wollen daß ich hier bleibe. Zudem hätten mich die ausgestellten Spießgesellen William's keine fünfshundert Schritte machen lassen. Zugleich hörte man in der Ferne einige Flintenschüsse, welche einigermaßen die Aussagen Perez bestätigten. Da allein lief Arrow Gefahr, setzte der junge Hauptmann bei; wenn er gut durchgekommen ist, so sind wir gerettet. Allein gehen wir zu Ihrem Herrn Vater.

Der gute Mann runzelte die Stirn beim Eintreten Perez's, der nicht dergleichen that als sähe er's, und zu ihm sagte: — Herr Sandoval ich muß Sie noch diese Nacht um Ihre wohlwollende Gastfreundschaft ersuchen. — Herr, ich bemerke Ihnen, daß mein Hans nur Jenen Sicherheit gewährt, die die Befehle ihres Landes nicht mit Füßen treten.

— Alsdann habe ich Recht darin zu bleiben, erwiderte Henrico mit Würde. — Und ich rathe Ihnen es zu verlassen während es noch Zeit ist.

— Ich habe keine Ursache zu fliehen; die Zu-

* Eine Art Mordkeule, Kriegswaffe der Indier.

kunft wird's beweisen. — Dann bleibt, Thöricht-er, und erwartet Euer Geschick.

In seinem Zimmer angelangt, untersuchte Henrico seine Waffen, und auf das Schlimmste gefaßt, warf er sich angekleidet auf's Bett.

Um Mitternacht wurde er durch ein gewaltiges Pochen an der Thür aufgeweckt. Zugleich hörte er eine bekannte Stimme rufen: — Im Namen des Gesetzes, öffnet dem Oberhaupt der Linsch- legion. Kaum war Perez von seinem Lager gesprungen und hatte seine Waffen ergriffen, als die Thür erbrochen ward und Kenly mit einem Duzend seiner Genossen eindrang. — Haben wir Dich endlich, Spion, schrie er. — Kein Schritt mehr oder Du bist des Todes, entgegnete Henrico.

Der Räuber erhob seine Pistole zum Schuß; aber eine Kugel aus Henrico's Lauf streckte ihn zu Boden. Ein Zweiter und ein Dritter hatten das nämliche Loos. Diese drei Leichen, wovon eine der Anführer der Bande war, verursachten Unentschlossenheit bei den andern.

— Nieder mit dem Schurken! schrie eine frische Stimme, an welcher Henrico sogleich William erkannte. Macht ihn nieder! Habt ihr Angst, Feiglinge die ihr seid! Sich durch seine Genossen drängend, stand William, der sogenannte Thomas Campbell, vor unserm Helden.

Die beiden Capitäne sahen sich stillschweigend an. Während dieser augenblicklichen Stille hörte man das Herannahen einer berittenen Truppe und das Kriegsgeschrei der Indier, das Arrow ausstieß.

— Hörst Du diesen Lärm, William? Er zeigt Deinen und Deiner Spießgesellen Tod an; es ist die Linschcompagnie, die ich, Henrico Perez, ihr Capitän, habe herbeirufen lassen. Du fällst in Deine eigenen Netze, Spießbube.

Im nämlichen Augenblicke drang der Lieutenant Juano Perez mit einer Portion seiner Leute in das Zimmer, indem er ausrief: — Ganz zu Deinen Diensten, Bruder; Tod den Banditen!

Von allen Seiten angegriffen, konnten die Räuber nicht lange widerstehen: sie wurden theils niedergemacht, theils geknebelt und in Gewahrsam gebracht.

Als der Banditenchef die Zernichtung seiner Bande sah, versuchte er die Entführung Marie Sandoval's zu bewerkstelligen.

Im Tumulte des Durcheinander's entschlüpfte er in einen Uebergang der auf das Zimmer des Fräuleins führte. Der Lärm des blutigen Kampfes hatte sie ohnmächtig zu Boden sinken machen. Als sie William in dieser Lage sah, stieß er ein Freudengeschrei aus. Er nahm sie schwebend in seine Arme, stürzte die Stiege hinab und schwang sich blitzschnell auf sein Pferd.

Ohne den Scharfsinn des Arrow's wäre es um die Braut des jungen Juano geschehen gewesen. Allein er hatte den Feind seines Retters nicht einen Augenblick aus dem Auge gelassen. Als er ihn entfliehen sah, verfolgte er ihn mit Hirschesschnelligkeit, erschlug mit einem Tomahawkreich sein Pferd, sprang auf den am Boden rollenden Räuber, und knielte ihn in einem Nu an Händen und Füßen.

William und seine Genossen erhielten alsbald den Lohn ihrer Verbrechen.

Als nun der Capitän Henrico seinem Gastwirth Alles erklärt hatte, konnte sich dieser nicht genug entschuldigen über seinen Mißgriff, und Henrico hatte alle Mühe um Herrn Sandoval zu überzeugen, daß die meisten Leute in ähnlichen Verhältnissen nicht anders als er gehandelt hätten; er konnte sich nicht verzeihen, den Spießbuben mit dem Ehrenmanne verwechselt zu haben.

— Wohlan, mein würdiger Gastwirth, sagte ihm endlich unser Held, wenn Sie glauben, daß ich ein Recht auf eine Entschädigung habe, so willigen Sie ein, daß mein Bruder Juano Ihre treffliche Tochter Marie heimführe.

— Mein theures Kind, willst Du den Fehler Deines betagten Vaters wieder gut machen, und Sie, Freund Juano, werden Sie sich an diesem guten Werke betheiligen? fragte der Vater.

Für alle Antwort warfen sich die jungen Leute einander in die Arme. Am nämlichen Tage hatte ihr Verlöbniß statt.

Henrico führte dann seine Mannschaft zur Räuberhöhle; er fand eine Menge Kostbarkeiten darin, aber nicht ein einziges lebendes Wesen, was bewies, daß die ganze Bande vernichtet war.

Einen Monat nach diesem Ereigniß heirathete Juano seine theure Marie. Um den Wünschen seiner Gemahlin und seines Schwiegervaters zu entsprechen, gab er seine Entlassung als Lieutenant der Einschcompagnie und wurde Pflanzer. Henrico ersetzte ihn durch Arrow, der nach und nach die Sitten und Gebräuche der Weißen annahm und ein eifriger Vollzieher des Einschgesetzes wurde.

Die Perrücke des Herrn von Sartines.

(Mit einer Abbildung.)

In den ersten Tagen des Jänners 1777 war Herr von Sartines in seinem Cabinette eingeschlossen, wo er eine Menge Papiere mit der gewissenhaftesten Aufmerksamkeit durchlas. Nachdem er einen Bündel durchgegangen, ergriff er

einen andern, indem er an dieser ekelhaften Pectüre von Polizeiberichten denselben Antheil nahm, den gewisse Leserrinnen an den Romanen nehmen.

Schon drei Stunden lang hatte er sich in diese Acten vertieft, welche seinen Schreibtisch bedeckten, als er sich erinnerte, er sei, für diesen Tag, vom Prévôt des marchands* zu einem officiellen großen Banket eingeladen. Er zog die Schelle an, welche mit dem Jannern seiner Wohnung in Verbindung war; sein Kammerdiener erschien sogleich auf der Thürschwelle.

— Was verlangt der gnädige Herr? — Ich spreise heute in der Stadt. Mein Anzug sei für zwei Uhr bereit.

— Sind das die einzigen Befehle die der gnädige Herr mir zu geben hat? — Ja.

— Voiseau (so hieß der Perrückenmacher des Herrn von Sartines), Voiseau wird doch meine Perrücke nicht vergessen haben? — Er hat noch nichts geschickt, Ihre Gnaden kennen aber seine Pünktlichkeit; da er also weiß daß sie Ihre Perrücke auf heute nöthig haben, so kann er sie nicht vergessen.

— Gleich viel, besser ist's daß man ihn mahne; denn die Perrücke sollte schon da sein.

Der Kammerdiener trat ab mit den Worten: Ich will sogleich zu Voiseau gehen und die Perrücke holen. Herr Sartines nickte ihm Beifall zu, und nahm auf ein Neues seine Acten wieder vor.

So verließen drei Viertelstunden für den Generalleutenant der Polizei, und schon nach einer Minute war dieser in seinen Gedanken mit ganz andern Dingen als mit seiner Perrücke beschäftigt. Ein Polizei-Generalleutenant war damals ein eben so hoher Beamter als heutzutage ein Polizeipräsident.

Endlich hörte er an der Thüre fragen, wie sich sein Kammerdiener Latulipe anzumelden pflegte. Herein! rief Herr von Sartines ohne umzuschauen, und Latulipe trat sogleich auf den Zehen, wie verstorben ein.

Der ehrliche Diener trug unter dem Arme eine ungeheure, blecherne, länglich-runde Schachtel, welche die bestellte Perrücke enthielt.

— Da ist sie, gnädiger Herr, da ist sie. Herr Voiseau hat mich versichert, alle seine Kunst daran verwendet zu haben, und er hofft Ehre damit einzulegen. Sie hatten aber Recht, nur so halb und halb auf das Gedächtniß des armen Mannes zu zählen; ich fand ihn ganz verstört und wie außer sich.

* Prévôt des marchands, wörtlich Handelsvorstand, war ein hoher Beamter, der Stadtschultheiß und oberste Handlungsrichter.

— Was ist ihm denn geschehen? — Seine Frau ist so eben niedergekommen; die Geburt war sehr schwierig, und sie haben das Kind nicht beim Leben erhalten können. . . . was ihnen sehr schmerzlich ist, denn es ist ihr erstes. . . . Nun, sie sind beide noch jung. . . .

— Er spricht wie ein Buch, Herr Latulipe; weil aber die Büchse da ist, will ich gleich sehen wie die Perrücke mir ansteht: ich traue den neuen Perrücken so wenig als den neuen Gesichtern.

Der Kammerdiener reichte sie seinem Herrn hin.

— Ich muß mich noch glücklich schätzen, sagte der Polizeilieutenant, daß die Niederkunft der Frau Poiseau die Vollendung meiner Perrücke nicht verhindert hat. Ich weiß zum Henker nicht was ich angestellt hätte, denn ich habe keine einzige Perrücke mit der ich mich bei so feierlicher Gelegenheit hätte einfänden können. Emsig löstete er den Deckel, und eine Puderwolke entstieg der Büchse.

Kaum hatte Herr von Sartines einen neugierigen Blick auf das Meisterstück Poiseau's geworfen, als er aufschrie, und Deckel wie Büchse auf den Tisch fallen ließ, als hätte er darin einen schlangenhaarigen Medusakopf gesehen.

— Was ist Ihnen, gnädiger Herr? fragte Latulipe, denn diese Bewegung des Stels und fast des Schreckens ein Räthsel gewesen. . . . — Schau, Schau selber.

Der Kammerdiener gehorcht unverzüglich und wirft in die Schachtel einen vorwichtigen Blick der sich bald in Entsetzen umwandelt.

— Gott! was sehe ich! — Ich habe mich also nicht getäuscht, sagte heimlich Herr von Sartines, es ist ein. . . .

— Ein todt's Kind, ein neugebornes, das kaum vierundzwanzig Stunden gelebt hat, wenn nicht noch weniger! — Und man war so grausam! . . . das ist ja unerhört! . . . das ist abscheulich! . . . Ein Polizeidiener her! rief der Polizeilieutenant, indem er die mit den Bureaux correspondirende Schelle bestig anzog.

— Was verlangt der gnädige Herr? fragte ein herbeigeilter Angestellter, indem er sich tief vor dem obersten Vorsteher der Polizei des Reichs verneigte.

— Man hole eilends den Perrückenmacher Poiseau. Auf seine etwaigen Fragen gebe man keine Antwort.

Diese letzte Vorschrift war überflüssig; mit dem besten Willen hätte der Polizeidiener nichts verrathen können, weil er selber nichts wußte. Die Blechschachtel war indessen auf dem Tische liegen geblieben. Herr von Sartines gab seinem

Kammerdiener einen Wink: er solle nämlich, wo nicht das Zeugniß eines zu untersuchenden Verbrechens entfernen, doch den scheußlichen Anblick mit dem Deckel seinen Augen verschließen.

Der Polizeilieutenant ging mit einer fast stierhaften Ungebuld in seinem Cabinet auf und ab. Er hatte bis dahin den Poiseau als einen rechtschaffenen Mann angesehen, unfähig Jemanden anders als mit dem Kamm ein Haar zu krümmen, noch weniger ein so entsetzliches Verbrechen zu begehen: er trug auf seinen Schultern das offenherzigste, das ehrlichste Gesicht der Welt: trugte dieses, so konnte man Niemand mehr trauen.

Endlich berichtete man der hohen Magistratsperson, der Angeklagte harre im Nebenzimmer, bis es dem gnädigen Herrn beliebe ihn zu Rede zu stellen. Herr von Sartines befahl, ihn auf der Stelle vorzuführen, und nahm sogleich seine strengste, drohendste Miene an.

Der Perrückenmacher trat ein mit einer tiefen Verbeugung. Seiner zuversichtlichen Miene sah man es leicht an, daß er von dieser Zusammenkunft sich nichts Arges dachte. Der Polizeidiener hatte ihn bloß begleitet, und da er nichts Auffallendes darin fand, daß der Polizeilieutenant, da wo es Gile hatte, statt seines Kammerdieners, einen seiner Häfcher zu ihm geschickt, hatte er sich eingebildet, der gnädige Herr habe etwas an der Perrücke auszulegen, dem er nachhelfen solle.

— Gnädiger Herr, Sie haben mich holen lassen, und da bin ich; fehlt etwas an der Perrücke? Das würde mich sehr wundern, denn, auf Ehre, ich habe mir alle Mühe gegeben. . . .

Herr Poiseau war redselig wie alle Haarfräusler: er hätte wahrscheinlich noch viel geplaudert, wenn er nicht, als er die Augen auf Herrn von Sartines erhob, von dem grimmigen Blick, wie eines strengen Richters, abgeschreckt worden wäre.

— So, so, Herr Poiseau, unterbrach ihn dieser, indem er den armen Teufel mit seinem Blick durchbohrte. Er hat sich alle Mühe gegeben, sagt Er? . . . Ich glaube im Gegentheil daß, hätte er nicht einen Mißgriff begangen, der Ihn den Kopf kosten kann, diese Perrücke an einem ganz andern Platz wäre als hier.

— Gnädiger Herr, wahrlich, ich weiß nicht was ich denken soll. . . . ich verstehe Sie nicht.

— Er versteht nicht? . . . Nun, so öffne er diese Büchse, und es wird Ihn einleuchten.

Poiseau schickte sich an zu gehorchen.

— Großer Gott! rief er aus, und ließ die Schachtel auf den Tisch sinken, wie vorher Herr von Sartines; was hab' ich gesehen! mein

Kind! mein armes Kind! stammelte er schluchzend.

— Er gesteht es also ein, Unglücklicher? . . . Wird er mir erklären wie dieses kleine Geschöpf, dieses Schlachtopfer. . .

Voiseau gab keine Antwort, und war ganz niedergeschlagen.

— Ich frage, wie es kommt, daß dieses Kind hier ist? — Ach, gnädiger Herr, was weiß ich. . . ich kann nicht errathen durch welchen Zufall. . .

— Ich verstehe seine Lage gar wohl, Meister Voiseau, und es leuchtet mir ein, daß in gegenwärtigem Falle es das Leichteste, wie das Klügste ist, Mangel an Gedächtniß zu haben. . . Er wird aber so gut sein, auf meine inständige Bitte, dasselbe anzustrengen, und wenn es nöthig ist, mit ein wenig Folter nachzuhelfen, so steht sie bereit.

— Wie, gnädiger Herr, fuhr der befürzte Perrückenmacher auf, Sie wollen mich foltern lassen? Mein Gott! wenn man mich auch mit glühenden Zangen zwickte, so könnte ich mehr nicht sagen. Was für ein Verbrechen soll ich denn begangen haben? Wenn ich ja mein armes Kind ermordet hätte, das ich mit allen meinen Zähnen beweint habe, so könnten Sie mich nicht heftiger ansfahren, gnädiger Herr.

— Ja, Unglücklicher! wenn Er sich nicht rein waschen kann, so lastet auf Ihm der schwerste Verdacht eines entsetzlichen Verbrechens, dessen ich Ihn nie fähig geglaubt hätte, Voiseau. — Welch' ein Verbrechen denn? entgegnete Voiseau mit Heftigkeit und der Entrüstung eines unschuldig Angeklagten; meint man etwa, ich habe dieses schwache Geschöpf getödtet, dessen Leben ich auf Kosten des meinigen gerettet hätte, wenn ein solches Opfer wirksam hätte sein können? Wenn aber doch ein Vater sich genöthigt sieht zu beweisen, daß er der Mörder seines Kindes nicht ist, so ist es mir ein Leichtes diesen Beweis zu führen. . . Dieses arme Kind hat kaum so lang gelebt, daß man ihm die Nothtaufe hat geben können und ist unter den Händen des Geburtshelfers gestorben.

Jetzt war kein Zweifel mehr möglich nach einer so leicht zu verifizirenden Aussage. Wie aber kam dieser Leichnam in diese Büchse, an die Stelle der bestellten Perrücke? Dieses Räthsel war noch nicht gelöst.

Voiseau blieb einige Minuten lang stumm und in tiefes Nachdenken versunken. Endlich schrie er auf: Gnädiger Herr, ich hab's. . . ich errathe. . . jetzt versteh' ich's.

— Wohl, Voiseau, erkläre Er sich. — Die Unglücklichen haben Ihrer Gnaden Perrücke begraben.

— Er ist, glaub' ich verrückt, Voiseau. — D

nein, gnädiger Herr; es ist nur zu wahr, Ihre Perrücke liegt im Grabe: der Küster hat die Schachteln verwechselt.

Diese natürliche Erklärung, obwohl sonderbar, war doch höchst wahrscheinlich. Hätte die Trauer, das zerstörte Gesicht des ehrlichen Perrückenmachers den Polizeileutenant nicht abgehalten, so wäre er in lautes Lachen ausgebrochen: seine Staatsperrücke an der Stelle des kleinen Voiseau in's Grab gesenkt, das war auch gar zu comisch. Die Gegenwart der Schachtel, welche den Leichnam eines Kindes enthielt, das die Erde zurückforderte, mäthigte ein wenig das Lächerliche der Lage; auch war die hohe Magistratsperson von zu ernsthaftem und gelegtem Charakter, um sich lange bei spaßhaften Dingen aufzuhalten.

— Was ist also zu thun? sagte er, auf seine Perrücke wieder zurückdenkend. — Leider nichts Anderes, als diesem kleinen Engel Gottes ein christliches Begräbniß zu verschaffen.

— Freilich, freilich; aber meine Perrücke? . . . Ich soll um zwei Uhr einem officiellen Gastmahl beiwohnen, und Ihr wisset es wohl, Voiseau, daß ich keinen anständigen Kosspuß habe. Da sehe ich mich in großer Verlegenheit. Ich darf das Gastmahl nicht verfehlen, und um alle Welt möchte ich nicht in der besten meiner abgetragenen Perrücken dort mich präsentiren. Da müßet Ihr mir heraus Helfen, Voiseau. — Herzlich gern, gnädiger Herr, aber die Zeit ist zu kurz; es ist halb elf Uhr, und es ist schlechterdings unmöglich, in drei Stunden eine Perrücke zu verfertigen wie jene die ich für Sie gemacht habe.

— Was zum Henker ist auch Eurer Frau eingefallen, ihr todt's Kind in eine Puderschachtel zu legen! . . . Ich sehe schon ich werde zu Hause bleiben müssen, ein Mann wie ich, aus Mangel an einer schicklichen Perrücke. . . es ist zum toll werden! — Es scheint mir, gnädiger Herr, wagte Latulipe, der bisher still in einer Ecke gestanden, einzuwenden, es scheint mir dem sei abzuhelfen.

— Wohl, wenn Du ein Mittel kennst, Latulipe, geschwind theile es uns mit, es hat Eile. — Man hat die Perrücke begraben, man grabe sie wieder aus; das Eine wird nicht schwieriger sein als das Andere, erwiederte Latulipe.

— Und man lege diesen lieben Kleinen an den Platz; er ist getauft, ist ein Christ; man kann ihm die geweihte Erde nicht versagen, murmelte Voiseau.

— Freilich ist dies das Einzige was noch zu thun ist; aber es hat seine Schwierigkeiten, und wir haben nicht zu viel Zeit das Werk zu vollbringen. Er zog die Schelle an; ein Polizeidiener erschien. Diesem gab er heimlich seine Verhal-



, Ihre
hat die

erbar,
rauer,
femma-
en, so
seine
oiseau
omisch.
Leich-
zurück-
che der
on von
um sich

af seine
nichts
es ein

e?...
stmahl
oiseau,
e. Da
y darf
Welt
agenen
et Ihr
gern,
es ist
mög-
ertigen

u ein-
achtel
Haufe
Rangel
in toll
wagte
anden,
sen.
t, Pa-
Eile.
grabe
ertiger

an den
t kann
ermelte

och zu
, und
voll-
diener
erhal-

tungsbefehle, dann sich an den Perrückenmacher wendend: Voiseau, ich hege keinen Zweifel an Eurer Aussage; aber meine Pflicht gebietet mir, die Sachen näher zu untersuchen. Ihr seid mein Gefangener für höchstens eine Stunde, nachher werdet Ihr freigelassen. Folget Herrn Dubusq.

Dubusq war ein Polizeiergeant. Voiseau grüßte und folgte ohne Einwurf. Nach einigen Minuten kam der Sergeant wieder mit einem gemeinen Polizeidiener; dieser ergriff die Schachtel wo der kleine Voiseau in seinem ersten und letzten Schlafe lag. Herr von Sartines war wieder allein in seinem Cabinet, denn Latulipe, als ein erfahrener Diener, hatte das Fortschicken nicht abgewartet.

Der Polizeileutenant begab sich wieder an die Arbeit. Er hatte dem Sergeanten den Auftrag gegeben, die Perrücke wieder ausgraben zu lassen; auf dessen Emsigkeit konnte man sich verlassen. Herr von Sartines, einen Augenblick besorgt, hatte seine Heiterkeit wieder erlangt: von halb elf bis zwei Uhr konnte viel ausgerichtet werden.

Nach einer halben Stunde erschien Dubusq wieder im Cabinet des Herrn von Sartines.

— Nun, Dubusq, bringen Sie die Perrücke?
— Nein, gnädiger Herr.

— Mit was haben Sie denn die Zeit zugebracht? und wann bekomme ich sie? Ich brauche sie auf der Stelle. — Ich fürchte sehr, das sei unmöglich.

— Unmöglich! was ist das für ein Wort? und warum unmöglich, wenn's beliebt? Wie viel Zeit braucht man denn, um einige Schuh Erde durchzuwühlen und eine elende Blechschachtel herauszuziehen? — Das ist der Haden nicht. Wenn's nur dies wäre...

— Wo sitzt denn der Haden? — Ich komme von der Pfarrei; man weigert sich dort den Sohn Voiseau's zu begraben, weil er schon begraben ist.

— Haben Sie ihnen denn den Irrthum nicht erklärt? — Freilich, gnädiger Herr; sie behaupten aber es sei gleichviel, er sei schon im Register eingetragen, und also gut und richtig zur Erde bestattet.

— Gut, das wird man später schlichten. Dies hat weniger Eile als meine Perrücke. — Ich bin ganz Ihrer Meinung, gnädiger Herr; als ich aber vom Ausgraben Ihrer Perrücke sprach, hat sich der Pfarrer förmlich widersetzt.

— Ei, ei! und was gibt er für Ursachen an? — Man müsse ihm eine schriftliche Erlaubniß des Erzbischofs vorweisen.

— Um eine Perrücke auszugraben? Das ist ein Spaß, und dazu ein recht toller. — Ich versichere Sie, gnädiger Herr, daß es sein bitterer Ernst ist. Ich habe gebittet, angehalten, alles

vergebens; der Herr Pfarrer blieb stets bei seinem Schluß: eine Erlaubniß des Erzbischofs, oder keine Ausgrabung. Es sei ihm recht leid dem Herrn Polizeileutenant nicht gefällig zu sein, er könne es aber nicht auf sich nehmen, ohne sich einer Klüge auszusetzen. Als ich sah daß es vergeblich wäre länger anzuhalten, empfahl ich mich, um Ihnen schnell den schlimmen Erfolg meiner Sendung zu melden, die ich mir wahrlich so schwierig nicht vorgestellt hätte. *Haben Ihre Gnaden noch Etwas zu befehlen?

— Nein. Weil Sie aber da sind, sagen Sie meinem Kutscher, er soll schleunigst anspannen. Wenn ich mich, sagte er bei sich, der Sache nicht persönlich annehme, so bekomme ich meine Perrücke nicht bis zwei Uhr. Und was würde ich dann beim Galafeste des Herrn Handelsvorstehers für eine betrübte Miene machen!

Nach einigen Minuten bestieg er seinen Wagen indem er dem Kutscher zurief: In den erzbischoflichen Palast!

Weil denn doch eine Erlaubniß des Erzbischofs unumgänglich vonnöthen war, so hatte er sich entschlossen, dieselbe persönlich zu begehren, in der Zuversicht, Herr von Beaumont könne ihm etwas so Unbedeutendes nicht abschlagen. So geizig Herr von Sartines mit der Zeit war, daß er sich ein Gewissen daraus gemacht hätte, eine Viertelstunde den Geschäften zu entziehen, denen er sein ganzes Leben gewidmet hatte, so war dies ein außerordentlicher Fall, der keinen Verschub gestattete. Damals war eine Perrücke keine Kleinigkeit, besonders im hohen Civilstand, wo man so viel auf die äußern Formen und das angemessene Costüm hielt.

Im Hofe des Palastes angelangt, sprang Herr von Sartines mit einer jugendlichen Leichtigkeit aus dem Wagen. Ein Schweizer trat ihm entgegen.

— Ist Herr von Beaumont zu sprechen? — Nein, mein Herr, Se. Gnaden sind ausgegangen.

— Alle Wetter! Werden Seine Gnaden bald zurückkommen? — Sie fahren nach Conflans und werden erst Samstags zurückkommen, um dem Abendgottesdienste beizuwohnen.

— Nach Conflans!... Da bin ich ein verlornen Mann! — Weil Ihre Gnaden Herrn von Beaumont durchaus zu sprechen verlangen, so könnte dies noch geschehen... Vielleicht sind Seine Gnaden noch nicht auf dem Wege nach Conflans, und wenn Sie sich eilen...

— Ei, ich würde ja zwanzig Pferde aufopfern um ihn einzuholen. Aber, mein Freund, nicht so viele Worte, komm Er zur Sache. — Seine Gnaden haben den Herrn Marschall mitnehmen

sollen; es ist nicht unmöglich, daß sie noch dort seien.

— Bei Herrn von Richelieu? — Ja, gnädiger Herr.

— Wie lang ist es daß Herr von Beaumont ausgefahren ist? — Ungefähr eine Stunde.

— Eine Stunde?... Mein Gott! so lang hat ihn der Marschall nicht aufgehalten. Ich muß es jedoch versuchen, ich habe keine andere Wahl. Eiligst bestieg er seinen Wagen und rief dem Kutscher zu: Zum Hotel d'Antin! und fahre zu, daß Funken sprühen.

Vom erzbischöflichen Palast bis zum Hotel d'Antin ist eine ziemliche Strecke Wegs; jedoch wurde sie in wenigen Minuten zurückgelegt, obwohl Herr von Sartines der Meinung war, man gehe einen Schneeschritt. Der Wagen hielt im Hof des Hotels.

Das Herz klopfte heftig in der Brust des Herrn Polizeilieutenants. Gewiß, dachte er, sind sie schon fort, es ist nur allzusehr. Er ließ das Schlagfenster herab ohne auszustiegen. Ein Kafei erschien.

— Wie befindet sich der Herr Marschall? — Vortrefflich, gnädiger Herr.

— Es freut mich sehr; ist er zu Hause? — Der Herr Marschall ist abwesend.

— Abwesend?... Erst seit heute? — Ja, gnädiger Herr; er ist im Wagen Seiner Gnaden des Herrn Erzbischofs nach Conflans gefahren.

— Mein Gott! mein Gott! es ist zum toll werden. Sind sie schon lang fort? — Nur einige Minuten.

— So könnte ich sie mit Eile ja noch einholen? — Ohne Zweifel, gnädiger Herr, wenn Sie die Pferde anreiben.

— Johann, Johann, rief der Polizeilieutenant, gleich im größten Galopp nach der Straße von Conflans eingelenkt! Zehn Louis d'or Trinkgeld, wenn Du den Wagen des Erzbischofs einholst; wo nicht, so jage ich Dich fort, richte Dich darnach. Er sah hierauf ängstlich nach seiner Uhr.

— Halb zwölf Uhr! woblan, mehr Zeit brauche ich nicht, wenn ich so glücklich bin, den Erzbischof zu erreichen.

Dem Johann war's schon recht zehn Louis d'or zu gewinnen; er geißelte die Pferde ganz schonungslos; diese waren feurige Thiere, der Wagen flog auf dem Pflaster mit Sturmeseile, und bald hatte er Paris hinter sich.

Jeden Augenblick bog der Polizeilieutenant den Kopf zum Kutschenschlag hinaus, aber vom Wagen des Erzbischofs war nichts zu sehen; er mußte einen bedeutenden Vorsprung haben, denn die Straße war hier ganz eben und bot Aussicht über eine verzweifelt lange Strecke Weges.

— Schneller, schneller! Kerl, Du schläfst, glaub' ich. — Ei, gnädiger Herr, die Pferde laufen ja wie der Blig.

— Fahre sie zu Schanden. — Es fehlt wahrlich nicht viel mehr dazu; sie sind ganz mit Schaum bedeckt; ich gebe ihnen nur noch eine Viertelstunde, dann sind sie kaputt.

— Eine Viertelstunde, meinetswegen; in einer Viertelstunde haben wir den Erzbischof eingeholt, oder der Teufel müßte sein Spiel mit uns treiben. Hau zu, hau zu, und kümmer dich um weiter nichts.

Johann gehorchte und hieb aus allen Kräften auf die Gänle. Alles ging gut einige Momente: die Bäume flogen vorbei wie gefagte Geipengster, Pferde und Wagen berührten kaum mehr den Boden; es war zum schwindlich werden. Man war auf dem Gipfel einer Anhöhe, und der Weg ging so steil abwärts, daß er sich in einen Abgrund zu versenken schien, den ein Bächlein durchkreuzte, worüber eine schmale, steinerne Brücke führte, ein gefährlicher Paß, mehr zum Sperren als zum Galoppfahren geeignet.

Trotz dem Befehle des Herrn von Sartines, hatte der Kutscher zu peitschen aufgehört; er hatte Angst, kalte Schweistropfen liefen ihm über die Wangen. Er sah ein daß, wenn nicht ein Wunder sie rettete, Menschen und Pferde dort ihre Knochen lassen würden; denn könnte er diese Letzteren nicht einhalten, so war ein Sturz unvermeidlich. Die Gänle aber, von der Eile der Fahrt erhitze und von der Last des Wagens getrieben, nahmen vollends Reißaus. Nun war an kein Einhalten mehr zu denken, man mußte sie ihrem regellosen Laufe überlassen und sich der Vorsehung Gottes empfehlen.

So verliefen einige Sekunden der Hölleangst für Johann, denn der Polizeilieutenant im Wagen, in seine fixe Idee vertieft, hatte keine Ahnung von dem was vorging. Im Augenblick wo der Wagen an der Brücke anlangte, kam er mit einem Hade zu nahe an den Rand des Grabens, verlor das Gleichgewicht und stürzte mit größtem Geräusch um, den Kutscher zehn Schritte weit auf den vom Frost gehärteten Rasen schleudernd, wo er wie todt liegen blieb. Er war aber nur betäubt. Zuerst unterrichtete er ob seine Glieder noch ganz seien: hierüber bald beruhigt, half er sich auf die Beine. Hierauf dachte er an seinen Herrn: wird dieser eben so glücklich davon gekommen sein wie er selbst? Das Gegentheil war zu befürchten. Er näherte sich dem Wagen und begegnete einem Burschen, den der Sturz des Wagens aus der Kneipe, in deren Nähe das Ereigniß vorgefallen, hergelockt hatte; es war dies eine erwünschte

Hilfe, welche die Vorsehung ihnen in ihrer Noth zugesandt hatte, und die ihnen sehr zu statten kam.

Der Kutscher öffnete den Schlag, der sich oben befand, und sah den Polizeilieutenant auf dem andern Schläge besinnungslos liegen. Johann war zu bestürzt und selbst zu leidend, um Herrn von Sartines herauszuholen zu können. Der Bauer griff zu und trug ihn in das nahe Wirthshaus, wo er ihn ohnmächtig auf einen Sessel niederlegte.

Herr von Sartines hätte sich hundertmal für eins den Kopf auf dem Glase des Schlags einstoßen sollen; durch einen wunderbaren Zufall war er nicht im Geringsten verwundet. Man bespritzte ihn mit kaltem Wasser, hielt ihm Essig unter die Nase, und so kam er wieder zu sich. Er öffnete die Augen, bewegte mühsam den einen Arm, und fragte mit schwacher Stimme, wo er sich befinde und was geschehen sei.

— Leider! gnädiger Herr, es ist geschehen was geschehen mußte; die übermäßig gepeitschten Pferde sind durchgegangen, und haben uns umgeworfen. Ich zittere an allen Gliedern wenn ich bedenke, daß nur zwei Schritte weiter, diese satanischen Bestien uns über die Brücke in die Tiefe der Schlucht gestürzt hätten.

Dieser Gedanke hätte Herrn von Sartines die Haare zu Berg sträuben sollen; er hatte aber blos Gefühl für seine unrettbar vereitelte Absicht; die gräßliche Gefahr, der er entgangen, rührte ihn nicht halb so viel.

— Der Himmel hat sich gegen uns verschworen, sezte er entmuthigt. Es wäre jetzt Thorheit, Herrn von Beaumont noch einholen zu wollen, wenn auch die Pferde im Stande wären, den Weg fortzusetzen. Es bleibt mir nichts übrig, als mich krank zu stellen, denn um Alles in der Welt möchte ich nicht mit einer, auch der leidlichsten meiner alten Perrücken, bei der Tafel des Herrn Handelsvorstehers erscheinen. Hierauf richtete sich sein Blick auf den Wirth.

— Mein Freund, sagte er, ist die Kutsche Seiner Gnaden des Herrn Erzbischofs schon lang vorbeigefahren? — Sie mußte ganz in der Frühe vorbeigefahren sein, denn ich bin schon vier Stunden lang in dieser Stube, und es kann keine Kage über die Straße laufen, ohne daß ich sie sehe.

— Er muß also die Augen im Saß gehabt haben, denn Herrn von Beaumont's Wagen wird kaum einen Vorsprung von zehn Minuten auf den meinigen gehabt haben.

— Sie mögen sagen was Sie wollen, so bin ich doch sicher, daß noch nichts vorbeigefahren ist; Sie sind mein erster Gast. — Ich bin nichts weniger als stolz darauf, das kann ich Ihm versichern. Dem sei nun wie ihm wolle, schau Er

nach meinen Pferden, und hilf Er meinem Kutscher, denselben auf die Beine zu helfen und den Wagen wieder aufzurichten.

Als er diese Worte ausgesprochen, hörte man das Rollen eines Wagens. Herr von Sartines, dem ein solches Geräusch nicht gleichgültig sein konnte, horchte auf: am Fuße des Abhangs angelangt, hörte das Geräusch auf, das Gefährt hielt still.

— Vog Bliß! rief der Eigenthümer der Kneipe, wenn's so fort geht, wird's ein guter Tag für mich abgeben.

— Anstatt Worte zu verlieren, schau Er lieber nach was es ist. — Ich eile, ich eile, gnädiger Herr, rief der Wirth, nach der Thüre sich richtend. Ehe er aber die Schwelle überschritten, traten zwei Herren von ganz verschiedener Tracht in die Stube, wo die Magistratsperson, auf einem elenden Lehnstuhl ausgestreckt, von seiner Ohnmacht sich zu erholen begann.

— Der Herr Marschall! Ihre Gnaden von Beaumont! rief der Herr Polizeilieutenant; darf ich meinen Augen trauen? — Sie haben richtig gesehen, antwortete der alte Herzog. Woher kommt es aber, daß wir Sie, lieber Herr von Sartines, auf der Straße nach Conflans antreffen. Sie sind nicht verwundet, wie ich hoffe.

— Gott sei Dank, Herr Marschall, ich bin mit bloßem Schrecken davon gekommen. — Wo reisten sie hin, Herr von Sartines, wenn ich fragen darf? fiel der Herr Erzbischof ein. Es wäre mir eine Freude gewesen, Sie zu Conflans zu empfangen; es ist aber viel zu wetten, daß dies nicht das Ziel Ihrer Reise gewesen.

— Und doch irren sich Ihre Gnaden; ich lief Ihnen nach, und Sie sind Schuld an meinem Unfall. Ich habe Sie im erzbischoflichen Palaste aufgesucht; dort sagte man mir, ich könnte Sie beim Herrn Marschall antreffen; eiligst wendete ich mich nach dem Hotel d'Antin; Sie hatten dasselbe vor wenig Minuten verlassen. Da meine Pferde vortrefflich sind, hatte ich einige Zeit gehofft, Sie einzuholen, und gab meinem Kutscher angemessene Befehle; so schnell ich aber fuhr, sah ich keinen Wagen vor mir. — Kein Wunder, entgegnete der Marschall, weil wir, ohne es zu wissen, Ihnen nachliefen, Sartines.

— Und doch, Herr Herzog, hatten mich Ihre Leute versichert... — Freilich! Wir haben aber einen kleinen Umweg gemacht; ich hatte einen Besuch in den Tuilerien zu machen, und Seine Gnaden hatten die Güte mich zu begleiten.

Herr von Beaumont, der nicht errathen konnte was ihm der Herr Polizeilieutenant so eilig wollte, ergriff das Wort, um ihn hierüber zu befragen.

— Beruhigen Sie sich, gnädiger Herr, es handelt sich nicht um Staatsfragen; ich wollte bloß bei Euer Gnaden um eine schriftliche Erlaubniß ansuchen, damit ein Christenkind beerdigt und eine Perrücke ausgegraben werden könne. — Erklären Sie sich näher, Herr von Sartines; ich verstehe nicht...

Herrn von Sartines war es gerade recht; er erzählte mit möglichster Kürze was zwischen ihm und dem Perrückenmacher Poiseau vorgefallen, und die Weigerung des Pfarrers.

Herr von Richelieu lachte laut auf über dieses sonderbare Ereigniß. Der Marschall war ein alter Sünder, der den hochwürdigsten Erzbischof nicht sowohl um seine frommen Reden anzuhören, sondern wegen seiner guten Tafel und seiner vortheilhaften Forellen fleißig besuchte. Was den Erzbischof anbelangt, war dieser ein heiliger Mann, ein würdiger Prälat, der sein hohes Amt gewissenhaft und ganz im Geiste der Religion ausübte, und gern die Weltleute an sich zog, um wenigstens durch eine erbauliche Haltung auf sie zu wirken. Das Begehren des Polizeilientenants war gerecht; der Erzbischof ließ sich Feder und Tinte reichen, und schrieb dem Pfarrer, er solle ohne Verzug die Perrücke ausgegraben lassen und das Kind Poiseau's beerdigen. Er überreichte sodann das Papier Herrn von Sartines, ohne sich im Geringsten über den übertriebenen Eifer der Magistratsperson zu wundern. Der Marschall, in solchen Sachen pflücker, vermuthete wohl, daß Etwas dahinter stecke; man ließ ihm aber nicht Zeit auf den Grund zu kommen. Während dies vorging, hatten Johann und der Wirth nach den Pferden geschaut, die auch unbeschädigt davon gekommen waren. Herr von Sartines sah nach der Uhr; es war halb eins. Halb eins! und sie waren drei Stunden von Paris! und um zwei Uhr hatte das Banket des Handelsvorstehers statt!

— Die Pferde? fragte ängstlich Herr von Sartines, als er den Johann eintreten sah. — Sie sind wohlbehalten, gnädiger Herr.

— Also umgekehrt, und im größten Galopp nach Paris! — Ist es der gottselige Wunsch, sobald als möglich dem kleinen Todten das christliche Begräbniß zu verschaffen, der Sie antreibt, uns so schnell zu verlassen? fragte spöttisch Herr von Richelieu.

— Das wäre ja schon hinlänglich, Herr Marschall, erwiderte Herr von Sartines, mit einem schalkhaften Blick auf den alten Krieger; es waltet aber noch eine andere Ursache, die Niemand besser würdigen kann als Sie: ich bin beim Staatsessen des Herrn Handelsvorstehers eingeladen. — Dies stopft mir den Mund. Eilen Sie

so viel möglich, lieber Polizeilientenant, Sie haben keine Zeit zu verlieren.

Der geschwägige Marschall hätte noch lang fortgerplaudert; aber Herr von Sartines brach kurz ab, empfahl sich, und bestieg seine Kutsche, dem Johann zum hundertsten Male seit seiner Abreise anbefehlend, die Pferde zu Schanden zu treiben.

Der so eben erlittene Unfall hätte doch seine Hitze mäßigen und ihn belehren sollen, daß wenn er sich neuerdings dem Halsbrechen aussetzte, er Gefahr lief die vertrakte Perrücke nie tragen zu können, für die er sein Leben aufs Spiel gesetzt hatte.

Die Pferde, schon ziemlich athemlos, hatten für den Rückweg bei weitem die Schnelle nicht wie vorhin. Als der Herr Polizeilientenant sein Cabinet betrat, war es ein Viertel nach ein Uhr. Es blieben ihm also nur noch drei Viertelstunden übrig um sich anzukleiden und die Perrücke ausgegraben zu lassen. Dubusq wurde wieder gerufen; Herr von Sartines übergab ihm die Erlaubniß des Erzbischofs, und sagte ihm: Ich muß in längstens drei Viertelstunden meine Perrücke haben; richten Sie sich darnach.

Dubusq antwortete: Der Herr Polizeilientenant könne ganz ruhig sein, er stehe dafür, daß die Perrücke ihm noch zu guter Zeit dargereicht werde.

Dubusq hielt Wort, noch einige Minuten vor Ablauf der drei Viertelstunden erschien er wieder mit seinem Schage. Bei Anblick der kostbaren Schachtel, welche der Polizeiergeant unter dem Arme trug, sprang Herr von Sartines freudig auf. Laßt uns sehen, rief er zitternd, aus Angst es möchte ein Zwilling des kleinen Poiseau in der Schachtel liegen. Diesmal war es aber seine Perrücke, ganz unverfehrt. Sogleich zog er sie heraus und setzte sie auf, mit einer Hast die an Wahnsinn grenzte. Noch nie hatte er eine Perrücke gehabt, die ihm so gut anstand; sie war ein Meisterstück Poiseau's. Darüber fiel ihm der verhaftete Perrückenmacher ein.

— Hat man ihn schon losgelassen? fragte er.

— Noch nicht, gnädiger Herr.

— Man gebe ihm auf der Stelle die Freiheit, und führe ihn hierher.

— Ah, gnädiger Herr, wie gut geht Ihnen die Perrücke! rief Poiseau aus, beim Eintritt in das Cabinet des Polizeilientenants.

— Nicht wahr? Sie wäre mir aber fast theurer zu stehen gekommen. — Oh, gnädiger Herr, man kann ein solches Meisterstück nicht theurer genug bezahlen.

— Selbst mit dem Leben? Sie sind bescheiden,

Meister Poiseau! Aber es ist gleich zwei Uhr, ich muß fort. Es wird doch angespannt sein? — Ja, gnädiger Herr.

— Gut, adieu, Poiseau.

— Aber mein Kind, gnädiger Herr, ruht es jetzt in geweihter Erde? — Noch nicht, noch nicht... man hat zuerst besorgt was am meisten Eile hatte... Morgen aber, das versprech' ich Ihn, wird das Andere statt haben.

Poiseau hatte nichts einzuwenden. Wenn man

tobt ist, kann man ja schon warten. Die Glocke schlug zwei, als Herr von Sartines den Handelsvorksteher begrüßte; man schickte sich gerade an, in den Speisesaal zu gehen.

— Wohl, dachte bei sich der Polizeilieutenant, die Sprichwörter entstehen aus der Weisheit der Völker, und dieses: „Man muß an nichts verzweifeln,“ ist eines der bewährtesten. Nun bleibt nichts übrig als dem Essen Ehre zu machen. Ich habe es theuer genug bezahlt.

Naturgeschichte.

Der Chinche.

Das Thier, dessen naturgetreue Abbildung uns vorliegt und das in Brasilien einheimisch ist, gehört dem Geschlechte der Stinkthiere oder Biverren an, und hat in seiner Gestalt große Aehnlichkeit mit dem Marder. Es ist ungefähr anderthalb Fuß lang und hat einen buschigen Schwanz, der fast die Länge des Körpers erreicht.

Seine Farbe ist gewöhnlich braunschwarz mit einem breiten weißen Streif auf dem Rücken, dem bisweilen noch ein Paar andere auf jeder Seite parallel laufen. Es wirft seine Jungen sowohl in hohle Bäume als in Gruben unter die Erde, und lebt von Vögeln und ihren Eiern, jungen Hasen, Ratten, Mäusen, und richtet oft große Verwüstungen unter dem Hausgeflügel an.

Der Chinche, den die Engländer und Amerikaner Pole-cat (Hausmarder), die Franzosen aber Enfant du diable (Teufelskind) nennen, ist vornehmlich wegen einer besondern Eigenschaft bekannt. Wird er von Hunden oder Menschen gejagt, so läuft er anfangs so sehr als er kann oder



klettert auf einen Baum. Findet er aber keinen Ausweg mehr, so spritzt er zu seiner Verteidigung eine Feuchtigkeit von sich, welche einen so unerträglichen Geruch hat, daß kein schlimmerer gedacht werden kann. Ist Jemand dem Thier zur Zeit des Ausströmens nahe, so kann er eine Weile kaum Athem holen, und es ist ihm zu Muth als wenn er ersticken müßte. Ja, kommt diese pestilenzialische Flüssigkeit in die Augen, so läuft man Gefahr das Gesicht zu verlieren. Aus den Kleidern ist der giftige Geruch fast nie wieder herauszubringen. Hände und Gesicht, die davon getroffen sind, muß man wenigstens eine Stunde lang mit Erde reiben, weil das Waschen nichts hilft.

Ein englischer Reisender schlief einst auf einem Hofe, wo ein Lamm getödtet lag, weshalb ein Chinche heranschlich; die Hunde waren aber wach und versagten ihn. Da entstand plötzlich ein solcher Gestank, daß der Engländer glaubte, im Bette erstickt zu müssen; sogar die Kühe blöckten aus vollem Halse. — Um Weihnachten bemerkte eine Köchin, daß verschiedene Tage naheinander das Fleisch im Keller benascht worden war; daher versperrte sie alle Zugänge, um die Ragen abzuhalten. Allein in der folgenden Nacht weckte sie ein Lärm im Keller; sie ging hinunter und sah im Dunkeln ein Thier mit feuerigen Augen; dennoch faßte sie Muth und schlug es todt. Dabei entstand aber solch ein abscheulicher Gestank, daß sie einige Tage krank wurde und man alle Gewaaren im Keller, sammt Brod und Fleisch, wegwerfen mußte. — Einst ging Jemand in der Nacht aus dem Walde bei New-York nach Hause; er glaubte auf dem Wege eine Pflanze zu sehen und wollte sie ausreißen; im Augenblick aber ward er bespritzt. Es war der ausgerichtete Schwanz eines Stinkthieres, welches sitzen blieb.

Folgende Begebenheit, die wir aus einem trefflichen englischen Werke (Audubon's American Ornithology) übersezen, gibt uns den interessantesten Aufschluß über die Verteidigungsweise der Chinche:

„Zwei Gefährten reisten einst bei strenger Winterkälte von Louisville nach Henderson, in Kentucky. Plötzlich bemerkte der eine ein hübsches Thier mit einem weißen breiten Streifen über dem Rücken und einem langen buschigen Schwanz, und rief: „Herr Audubon, ist das nicht ein prächtiges Eichhörnchen?“ — „Ja,“ antwortete Audubon, „und zwar ein solches, das ganz nahe kommt und sich greifen läßt, wenn Ihr dicke Handschuhe anhabt!“ Der Herr D. L. sprang vom Pferde, ergriff einen Stock und ging mit seinem langen, im Winde fliegenden Ueberrock auf das schöne Thierchen zu.

„Es ist mir, als sehe ich ihn noch, wie er den Stock über den Rücken des Thieres legte, um es auf den Boden festzudrücken und dann zu ergreifen, und ich muß jetzt noch so herzlich als damals lachen.“

„Der Chinche — denn ein solcher war es — erhob seinen schönen buschigen Schwanz und schoß eine solche Ladung von der ihm von der Natur gegebenen Flüssigkeit von sich, daß mein Freund stugte und auf das arme Thier wüthend losprügelte. Dieses aber nahm mit der größten List und Schnelligkeit seinen Rückzug nach seiner Höhle und schickte bei jedem Schritte neue Güsse, die den Herrn auf das Gründlichste überzeugte, daß die Jagd auf solche Eichhörnchen sich äußerst schlecht rentire.“

„Dies war jedoch nicht Alles. Es war nun neben ihm nicht mehr auszuhalten; mein Pferd schon hätte seine Nähe nicht erlaubt, und mit großer Schwierigkeit konnte er auf das Seinige kommen. Wir mußten die Reise in ziemlicher Entfernung von einander fortsetzen und er so sehr als möglich unter dem Winde bleiben. Aber auch damit war es nicht genug. Wir konnten diesen Abend nicht weit mehr kommen, es war schon beinahe dunkel als wir den Chinche sahen, und da vor dem nächsten Dorfe uns ein dichtes Schneegestöber überraschte, so mußten wir in demselben übernachten. Wir fragten an der nächsten Schenke und man sagte uns ein Nachtquartier zu; wir stiegen ab und traten unter einen dichten Haufen von Männern und Weibern, welche zum Kornschälen zusammen gekommen waren.“

„Die guten Leute, mit welchen wir in diesem gastfreundlichen Hause zusammentrafen, waren im Begriffe nach der Scheune zu gehen, um bis Mitternacht hin zu arbeiten, wie es in dortiger Gegend der lobwürdige Gebrauch ist, unter guten Nachbarn, sich für dieses Geschäft einander behilflich zu sein. Da wir wußten, daß hier an ein Empfangszimmer nicht zu denken war, so traten wir ohne weitere Umstände unter sie und näherten uns dem Feuer. Aber welcher Schrecken für die ganze Versammlung! Der Balsambuft des Stinkthiers, der in der kalten Abendluft an den Kleidern meines Gefährten gefroren war, erhielt am Feuer wieder seine ursprüngliche Kraft. Der Noth wurde aus dem Hause gebracht; aber sein Eigenthümer konnte nicht wohl auf die nämliche Weise behandelt werden. Daher kam es, daß die ganze Gesellschaft allmählig Fersengeld gab und nur ein einziger schwarzer Sklave zurückblieb, der uns beim Essen aufwarten mußte.“

„Es that mir leid, daß mein guter Reisegefährte diese Fatalität hatte; aber er hatte so viel gute

Glocke
andels-
nde an,
ffiente-
Weis-
nichts
Nun
machen.

rz mit
Rücken,
f jeder
gen so-
nter die
Eiern,
htet oft
gel an.
amerika-
n aber
ist vor-
aft be-
hen ge-
in oder



Laune, daß er sie mit großem Gleichmuth ertug und nur bedauerte, daß er nicht bessere Kenntnisse in der Naturgeschichte besäße.

„Einige Jahre später begegnete ich meinem Gefährten von Kentucky in einem sehr entfernten Lande, wo er mich versicherte, daß, wenn die Sonne auf seinen Rock geschienen oder derselbe an's Feuer gebracht wurde, der Geruch des Chinche immer wieder so auffallend geworden, daß er das Kleid zuletzt einem Armen schenkte.

„Man glaubte sonst, das Stinkthier benege mit der Feuchtigkeith, mit welcher es sich vertheidigt, zuerst seinen Schwanz und spritze damit seine Feinde; dies ist aber nicht der Fall, sondern es spritzt sie mehrere Ellen weit gerade von sich. Die Flüssigkeit ist dunkelgelb und liegt in einem Säckchen unter der Schwanzwurzel. Der Gestank ist so arg, daß er an der Stelle, wo das Thier getödtet worden, mehrere Tage lang bleibt; er hat

Ähnlichkeit mit dem Geruch des Knoblauchs.

„So manchen Verdruß diese Thiere auch machen, so werden sie doch bisweilen gezähmt. Wird der Sack, worin die bedenkliche Flüssigkeit sich absondert, weggeschnitten, so wird der Chinche ein angenehmes Hausthier, und leistet mit großer Geschicklichkeit die Dienste einer Katze. Er hält sich äußerst reinlich, und man findet nie den geringsten Unrath in seinem Lager, welches aus Heu besteht. Nach dem Fressen putzt er die Schnauze mit den Pfoten ab. Den Tag über schläft er und geht erst des Abends seiner Nahrung nach. Die Anzahl seiner Jungen beläuft sich auf sechs bis zehn.

„Die Wilden essen das Fleisch; es soll gut wie ein Ferkel schmecken. Das Fell ist grob und langhaarig, und wird daher von den Europäern nicht gebraucht; die Wilden aber machen Tabaksbeutel daraus, die sie vorn am Leibe tragen.“

Beispiel kindlicher Aufopferung.

Eine Episode aus der französischen Revolution.

(Mit einer großen Abbildung.)

— Sie wollen es also durchaus, theure Marie?
— Kannst Du daran zweifeln? Auf diesem Schritte beruht meine einzige Hoffnung; er wird vielleicht meiner Mutter das Leben wiedergeben, und ich sollte zögern, ihn zu versuchen?

— Ach, mein Kind, Sie wissen nicht was Sie thun wollen; Sie kennen diese Menschen, diese Ungeheuer, nicht. — Ich weiß, daß sie hier Alles vermögen, daß das Leben meiner Mutter in ihren Händen ist: das ist für mich genug. Wenn Du übrigens Bedenken trägst mir zu folgen, Babette, so werde ich allein gehen.

— Ich! Fräulein, dieses Wort bestimmt mich; wohlan, ich werde Ihnen überall hin folgen.

So sprachen mit von Furcht gedämpften Stimmen zwei Frauen, deren Züge die Spuren der Angst und des Schreckens trugen. Die eine war ein schönes sechzehnjähriges Mädchen, in dessen strahlenden Augen sich die Entschlossenheit spiegelte, welche gelegentlich Märtyrer macht; die andere, schon bejahrt, zeigte in ihren Ermahnungen die schüchtern Klugheit, welche uns gegen das Ende des Lebens innewohnt. Babette war an Marie's Wiege gewesen und besaß auf das junge Mädchen alle Rechte, welche vieljährige Treue verleiht; doch in diesem Augenblick wurden ihre Ermahnungen und Rathschläge unnütz. Ma-

rie's Mutter traf jenes gemeinsame Loos, das in jenen Tagen edeln Seelen zu Theil wurde. Bei dem Sectionsklub als royalistisch und fanatisch angeklagt, ward sie mitten in der Nacht aus den Armen ihrer Tochter gerissen und in ein Gefängniß geschleppt, wo sie auf jenes Urtheil harrte, welches in jenen stürmischen Zeiten besser als das Gesetz die socialen Ungleichheiten gleich machte. Marie hatte in jenen fürchterlichen Stunden, die das Herz mit der Last eines ganzen Lebens bedrückten, einen verzweifelten Entschluß gefaßt.

Ein früher arbeitssamer und braver Handwerker hatte, von den neuen Ideen berauscht, seine Schmiedewerkstatt und seinen Ambos verlassen, um die republikanische Tribune zu betreten; dort liehen ihm ein bitterer Ungestüm und eine leidenschaftliche Wuth gegen die gesellschaftlichen Unterschiede, die ihn mit Neid erfüllten, Beredsamkeit; die Gewalt des Bösen war ihm in die Hände gegeben, und an der Seite Joseph Lebon's saß er auf den Bänken jenes Tribunals, welches die Stadt Arras decimirte und dessen verabscheuungswürdiges Andenken sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Diesen Menschen wollte Marie anflehen.

Einfach gekleidet verließ sie ihr Haus, das noch kürzlich so glänzend, so glücklich und jetzt verlassen und stumm war wie das Grab. Von Babetten gefolgt durchheilte sie mit scheuen Schritten die Straßen von Arras, in denen das Entsetzen eingekehrt war. Kein Verkehr zeigte sich mehr in der sonst vom Handel so belebten Stadt. Die Gasthäuser waren geschlossen und an den Schwellen der Handwerker sah man die Frauen und jungen

Mädchen nicht mehr munter plandern und ihre Finger die leichten Spizengewebe durchkreuzen. Alles war unter dem Hauche des Todes erstarrt, und nur einige weinberauschte Gruppen, welche die blutdürstigen Lieder jener Zeit sangen, unterbrachen das unheilvolle Schweigen.

Ohne bemerkt worden zu sein, war Marie bis zur Werkstatt des Brutus Granier gelangt; die Defen waren ohne Feuer, der Ambos verrostet, die Blasebälge zerrissen. Babette öffnete eine Glashür, welche in eine schmutzige Küche etwas frische Luft und Tageslicht einließ. Bier- und Weinkrüge standen auf dem Tische umher, Pfeifen und Tabak lagen in Menge auf dem Fußboden zerstreut, und Garnier, am Fenster sitzend, suchte eine der Schmähschriften zu entziffern, welche Paris jeden Tag in den Provinzen verbreitete. Als er die Thür knarren hörte, wendete er sich hastig um; Marie erschien allein und erhob schüchtern die Augen zu dem Manne, von dem das Schicksal ihrer Mutter abhing.

— Was willst Du, Bürgerin? fragte er barsch.

— Mein Herr....

— Was soll das: mein Herr? und mit wem glaubst Du denn zu sprechen, he? — Bürger, Verzeihung! ich bin die Tochter der Frau von... der Bürgerin Cury, welche vorige Nacht angeklagt worden ist, und ich komme....

— Weßhalb? unterbrach er sie rauh. — Sie um Ihre Fürsprache bei dem Tribunal zu bitten.

Die zitternde Marie vermochte nicht die Worte zu finden, an denen ihr Leben hing.

— Weiter nichts? erwiderte er grinsend; ja wahrhaftig, ich kenne Deine Mutter, Bürgerin!

— Sie kennen sie? Ich darf also Alles hoffen! Sie wissen, daß sie die beste, die mildthätigste der Frauen ist, daß nie ein Unglücklicher vergebens ihr Mitglied in Anspruch nahm, daß ihre Nachsicht, ihr Erbarmen sich auf Alle erstreckte....

— Pah! das sind viele Worte! Wiße, Bürgerin, daß alle diese Worte: Mitleid, Mildthätigkeit, Erbarmen nach der alten Herrschaft riechen und entseßlich aristokratisch sind. Die Menschen sind von nun an gleich klein, und Niemand braucht mehr Mitleid einzulösen; das Reich der Brüderlichkeit beginnt, und die Zeit ist vorbei, wo die schönen Damen, welche auf Gold speißen und auf Seide schliefen, freigebig zu sein glaubten, wenn sie einen Thaler in eine Dachkammer schickten, wo eine Familie dem Hungertode nahe war. Krieg den Palästen, Friede den Hütten! das ist unser Lösungswort... Wenn ich übrigens sagte, ich kenne Deine Mutter, so meinte ich, ihre Gesinnung wäre mir nicht unbekannt; sie bedauerte die Abschaffung der Kirchen und der Geistlichkeit,

und man hat sie am Tage des Todes Capet's (Ludwig XVI) weinen sehen... Läugne es nicht; ich weiß es gewiß. — Bürger! stammelte Marie, durch diese lange Anrede gegen ihre Mutter in Schrecken gesetzt.

— Das ist nicht Alles; Deine Mutter schickt ihrem Bruder Geld, einem Emigrirten, einem Verräther, einem Bundesgenossen Oesterreichs. Wagst Du das zu läugnen? — Ach, Bürger, mein Oheim ist emigrirt, um sein Leben zu retten; er lebt in Deutschland im tiefsten Elende. Ist es denn ein Verbrechen, ihm Etwas zu schicken, damit er nicht vor Hunger stirbt?

— Ja, Bürgerin, ja das ist ein Verbrechen! Eine Französin darf keine andern Verwandten haben als die freien Republikaner. Deine Mutter hat das Gesetz übertreten, und in diesem Sinne werde ich zum Tribunal sprechen. — Ach, mein Herr! rief Marie, indem sie zu den Füßen des ehemaligen Schlossers fiel, seien Sie mild, seien Sie gütig; Sie vermögen hier Alles, Sie haben das Recht über Leben und Tod, gebrauchen Sie Ihre Macht, um meine unschuldige Mutter zu retten, die für ihr Kind leben muß!... Sie sind Vater, in Namen Ihrer Kinder stoßen Sie mich nicht zurück! Meine Mutter ist der Republik nicht gefährlich; wir leben einsam, ungekannt, in gegenseitiger Liebe. Wenn Sie es wollen, Bürger, so bieten wir dem Staate durch Ihre Hand unsere Güter an. Ich will Alles hergeben, um das Leben meiner einzigen Freundin, meiner einzigen Beschützerin zu erkaufen... Um Gottes willen, hören Sie mich, erhören Sie meine Bitte!

So sprach Marie mit lebhafter, durch Schluchzen unterbrochener Stimme; doch der gegen das inbrünstige Flehen taube Schlosser hörte nicht auf sie. Er schien einen in seiner Seele auftauchenden Gedanken zu verfolgen, und erwiderte barsch:

— Deine Güter sind nicht confiscirt? — Nein, antwortete sie staunend; wir bewohnen noch unser Hotel.

— Und die andern Güter? Das Landgut von Cury, die Meierei von Bal, die Wiesen von Dourier, der Wald von Saint-Josse? — Alles gehört uns noch.

— Und Du bist die einzige Tochter? — Ja, Bürger.

Die Züge Granier's wurden auffallend sanfter; er trat auf Marie zu, betrachtete sie aufmerksam und sprach:

— Erwarte mich diesen Nachmittag; wir werden dann weiter plaudern. — Ach, mein Herr, darf ich hoffen?

— Wir werden sehen; ich verpflichte mich zu nichts; jetzt gehe. Höre, fuhr er fort, indem er

sie zurückrief, vergiß nicht, Wein bringen zu lassen, alten; und Gläser, denn ich werde noch Jemand mitbringen. Leb' wohl, Bürgerin.

Zu Hause angelangt, prüften die zwei Frauenzimmer jedes Wort Granier's, und suchten umsonst die abgebrochenen Reden zu ergründen.

So verflossen einige Stunden zwischen Furcht und Hoffnung, als ein Klopfen an der Thüre, welches durch das stille Haus wiederhallte, das düstere Träumen der Jungfrau unterbrach. Es war Brutus Granier und sein Sohn, ein junger Mann von etlichen zwanzig Jahren, auf welchen sie nur einen flüchtigen Blick warf. Sie eilte hastig, fast vertrauensvoll dem Schloffer entgegen... einem sechzehnjährigen Herzen ist die Hoffnung der Verzweiflung nahe!

— Bürger, bringen Sie gute Nachrichten? Werde ich meine Mutter bald wieder sehen?

— Gemach, Kleine, erwiderte er athemlos, wir haben Zeit; laß mich Platz nehmen. Du, Leonidas, setze Dich neben die Bürgerin. Und der Wein, den ich verlangt, wo ist er? — Hier, Bürger, sprach Marie, als Babette eben mit einer Flasche und drei Crystallgläsern auf einem silbernen Teller eintrat.

Brutus, auf das Silbergeschir schielend, gab seinem Begleiter ein Zeichen des Einverständnisses, dann sprach er:

— Man muß Bekanntschaft machen, nicht wahr, Bürgerin? Nun, ich stelle Dir meinen Sohn Leonidas Brutus Aristides Granier vor; es ist kein süßes Herrchen, wie Deine ehemaligen Anbeter, aber er ist ein freier Republikaner, ein reiner Patriot, berühmt in den Sectionen. Begrüße Leonidas!

Gezwungen den Borgestellten anzuschauen, sah Marie in Leonidas einen jungen Mann von gewöhnlicher Schönheit, den aber frühzeitige Laster gebrandmarkt hatten. Sie erröthete vor seinem Blick und wendete das Antlig ab. Während dessen durchmusterte Granier schnell den Salon, schätzte Alles mit der Genauigkeit eines Tagators ab, dann nahm er das Wort wieder:

— Bürgerin, Du weißt, daß ich auf Dein Ersuchen hierher gekommen bin, und ein weniger bewährter Patriot könnte sich durch einen solchen Besuch leicht dem Verdacht aussetzen. Du wirst wissen, daß es von Dir abhängt, Deine Mutter zu retten. — Ach, mein Herr, Sie geben mir das Leben wieder! Sprechen Sie, was soll ich thun?

— Sachte, sachte, wir werden sehen, daß wir uns verständigen. Wenn Du meinen Vorschlag annimmst, wird Deine Mutter in wenigen Tagen hier sein; schlägst Du ihn ab, so wird sie morgen... (Eine fürchterliche Geberde ergänzte

den Satz). Marie erblickte. — Sprechen Sie, sagte sie mit bebender Stimme; sprechen Sie, und was es auch sein mag, ich verspreche es zu thun.

— Nun, mein schönes Kind, Du mußt meinen Sohn Leonidas hier heirathen. Unter dieser Bedingung werde ich Deine Mutter retten; wo nicht, heute Abend das Urtheil und morgen die Guillotine, wähle!

Marie war niedergeschmettert; es kam ihr vor, als hätte sie einen fürchterlichen Traum; doch die Stimme des Brutus, welche wie eine Todtenglocke in ihre Ohren tönte, belehrte sie, daß der Alp, der sie drückte, Wirklichkeit war.

— Ich gebe Dir fünf Minuten Bedenkzeit; später wird mein Entschluß unveränderlich, welches auch Deine Antwort sein mag.

Fräulein von Cury erhob sich würdevoll: Ich werde Sie nicht auf meine Antwort warten lassen, entgegnete sie; empfangen Sie mein Versprechen, die Frau Ihres Sohnes zu werden; geben Sie mir Ihrerseits das Ihrige.

— Ich schwöre Dir, daß ich am Tage der Hochzeit Deine Mutter freilassen werde. — Mein Herr, sprach Marie, ihre Entrüstung bezwingend, wozu mich in Ungewißheit lassen? Geben Sie mir heute die Mutter zurück, da Sie die Macht dazu haben; nie hat ein Mitglied unserer Familie sein Wort gebrochen.

— Ei der Tausend! Daß Ihr über die Grenze gehet und meine Gutnützigkeit verlacht, nicht wahr? Und den armen Leonidas vor der Hochzeit als Wittwer zurückläßt? Nein, das geht nicht. Heute ist Prindti, in zehn Tagen könnt Ihr verheirathet sein; Deine Mutter wird am Tage Curer Verbindung das Gefängniß verlassen. Wir brauchen deinen Geburtschein; wie heißest Du? — Marie.

— Pah! Der Name einer Heiligin; das gefällt mir nicht. Das ist derselbe Fall wie bei meinem Leonidas, welcher ehemals Peter Anton hieß; aber wir werden Dich ebenfalls umtaufen, und Du wirst künftig Celia Lucrezia Granier heißen.

Diese Worte, besonders diese Namen, schmerzten Marie ungemein; es schien ihr als erhebe sich eine Schranke zwischen ihrer süßen Vergangenheit und ihrer trüben Zukunft. Sie sagte in ihrem Herzen ihren Jugendträumen ein trauriges Lebewohl, und beugte sich betrübt und entschlossen unter das unselige Joch, das man ihr auferlegte.

— Wenigstens werde ich meine Mutter alle Tage sehen können? sagte sie zu Granier. — Wir wollen sehen, antwortete dieser.

— Sie sehen, mein Herr, wenn ich mich Ihrem Willen unterwerfe, so gebe ich Leben und Vermögen auf, und erbitte von Ihnen nur diese Günst:

werden Sie mir sie verweigern? — Ei, so frage den Leonidas, er vermag viel bei dem Bürger Lebon.

Sie wendete sich mit bittender Geberde zu dem jungen Manne, welcher sie aufmerksam betrachtete. Er theilte anfangs in Betreff der Heirath, welche Beide bereichern sollte, die habgierigen Gedanken seines Vaters; als er aber Marie so schön und so traurig sah, erwachte ein zärtliches Gefühl in ihm, und er wünschte diese Verbindung um ihrer selbst willen.

— Mein Fräulein... Bürgerin! stammelte er, ich werde alles Mögliche thun, um Ihnen diese Erlaubniß zu überbringen.

— So recht! Du mußt Dich liebenswürdig zeigen, mein Junge; ich werde dafür sorgen, daß der Heirathsvertrag aufgesetzt werde. Also auf Wiedersehen, meine Tochter.

Sie entfernten sich Beide; doch Leonidas schien ungeru zu gehen.

Babette eilte sogleich zu ihrer Gebieterin. Marie fiel ihr um den Hals. Wir werden sie wiedersehen, rief sie; sie ist gerettet, sie wird leben.

Babette warf sich auf die Kniee.

— Gelobt sei Gott und die heilige Jungfrau! Der gute Granier!

— Er rettet meine Mutter unter der Bedingung, daß ich seinen Sohn heirathe. — Seinen Sohn heirathen! rief Babette anstehend. Sie, Marie von Cursy!... Seinen Sohn, diesen Glenden, welcher in den Clubs und Sectionen den Tod so vieler rechtschaffenen Leute gefordert und erlangt hat; seinen Sohn, den Lieferanten Joseph Lebon's! Es ist Sünde, nur daran zu denken!

— Und wenn ich ihn nicht heirathe, wird meine Mutter sterben! — Ach, Fräulein, welches Schicksal! welches Unglück!

— Babette, ohne den Gedanken an die Leiden meiner armen Mutter bei der Nachricht dieser Mißheirath, würde ich mich glücklich fühlen, mich für sie zu opfern, für sie, die mich so sehr liebt! — Ach, sie würde lieber sterben als die Schande ihrer Tochter sehen.

— Schweig, ich verbiete Dir so zu reden. Ermuthige mich vielmehr, meine gute Babette, und bete zu Gott, daß Er mich in meinem Vorhaben Stärke möge. — Fräulein, sagte Babette, welche um ihre Thränen zu verbergen an's Fenster getreten war, da kommt Leonidas gerade auf das Haus zu; was sollen wir thun?

— Ihn hereinlassen.

Einen Augenblick darauf trat Leonidas, noch immer in der Carmagnola und phrygischen Mütze, mit linkschem Wesen in das Zimmer. Er rutschte

auf dem Parketboden aus, stieß heftig an den kleinen Hund, welcher knurrte und die Zähne zeigte, und konnte endlich ein Papier aus der Tasche ziehen, das er Marie überreichte.

— Hier ist eine Erlaubniß, Bürgerin, Ihre Mutter zu sehen. Sie können heute noch zu ihr gehen. — Ach, mein Herr, wie sehr danke ich Ihnen.

— Sie haben nicht Ursache. Ich muß Ihnen auch sagen, daß der Anklageakt gegen Ihre Mutter zurückgenommen ist; sie wird einige Tage im Gefängniß bleiben, doch nicht vor dem Tribunal erscheinen. Jetzt leben Sie wohl, Bürgerin; ich gehe in den Club, wo ich einen Antrag zu stellen habe. Soll ich Sie zum Gefängniß begleiten? — Ich wünsche, daß Babette mich allein begleite.

— Sie weisen mein Anerbieten zurück? Gut. Ich werde morgen wieder kommen. Adieu!

— Und das ist Ihr Bräutigam! rief Babette, als die Thür sich hinter dem jungen Granier geschlossen hatte. — Ja, meine Liebe; aber meine Mutter ist gerettet. Um den Preis meiner gestrigen Angst erscheint mir Alles willkommen. Jetzt laß uns zu meiner Mutter eilen!

Die Marquise hatte mit dem bittersten Gefühl die Nachricht von der Aufopferung ihrer Tochter und von dem künftigen Geschick des so geliebten Kindes erhalten; für solchen Schmerz gab es keinen Trost, und wäre sie nicht überzeugt gewesen, daß eine Weigerung eben so sehr Marie's Leben als das ihrige bedroht hätte, sie würde dieses schreckliche Opfer zurückgewiesen haben. Das junge Mädchen war ruhig und fast heiter, und ließ den Kampf nicht merken, der in ihrem Herzen stattfand; immer bot sie den bleichen Lippen ihrer Mutter eine heitere Stirn, und die Worte, welche sie wiederholte: „Meine Mutter wird leben und Gott billigt mein Verfahren!“ verscheuchten die Schrecken und Angst ihrer Seele.

Jeden Tag empfing sie den Besuch Granier's und seines Sohnes. Der Erstere benahm sich als Herr des Hauses, durchlief alle Zimmer, tagzte die Möbeln und das Silberzeug, untersuchte die Miethecontracte; der Zweite saß im Salon neben Marie und betrachtete sie mit der andächtigen Aufmerksamkeit eines Fakir, wie sie arbeitete, ohne zu sprechen, fast ohne zu athmen.

Der verhängnißvolle Tag war angebrochen und Marie flehte in ihrem Zimmer auf den Knieen zu Gott für das Opfer, das sie gebracht, ihrer Mutter lange und glückliche Tage zu verschaffen. Sie bat den Allmächtigen seinen Segen über eine Ehe zu ergießen, die sie außer seinem Tempel und ohne die Einsegnung seiner Diener eingehen mußte.

Babette kam ihr ansagen, daß Brutus Gra-

nier mit dem Notar komme, der den Ehecontract aufgesetzt hatte. Die gute Mägd weinte bitterlich.

— Die gnädige Frau, sprach sie, das Gefängniß nur zu verlassen, um dieser Vermählung beizuwohnen... es wird ihr Tod sein! Möge Gott die beiden Verruchten rühren! — O Gott! flüsterte Marie, ihre in Fieber glühenden Hände gegen Himmel erhebend, sei Du meine Stärke! Gib mir die Kraft zu den Pflichten, deren Erfüllung ich beschwören muß!...

Als es elf Uhr schlug durchstog ein schrecklicher Gedanken ihr Herz.

— Schon elf Uhr! rief sie aus, und meine Mutter ist noch nicht da! Ah, die Bösewichter! wäre es nur eine ihrem Opfer gestellte Falle, um Alles von ihm zu erlangen! Allein ich werde....

— O nicht doch, Fräulein; Leonidas wünscht zu sehr die Verbindung mit Ihnen, als daß dies möglich wäre. Sehen Sie dort unten, sie ist es!

— Endlich! rief Marie, und eilte ihrer Mutter ungeduldig entgegen.

Bleich und zitternd trat die Marquise in den Vorfaal; Leonidas folgte ihr in Festkleidern. Mutter und Tochter umarmten einander leidenschaftlich, und ihre Worte verloren sich unter ihren Küffen und Thränen. Während der junge Granier in den Salon ging, sprach Marie zu ihrer Mutter, indem sie ihre Hände erfaßte:

— Theure Mutter, ich bitte Dich, behandle sie schonend, milde; unser Schicksal liegt in ihren Händen. — Mein Kind, meine Marie, welche Prüfung! Ach, wenn Du nach meinem Tode nicht allein in ihrer Gewalt wärest, glaubst Du, ich würde ein solches Opfer angenommen haben?

— Mutter, sage das nicht wieder, bei Dir werde ich immer glücklich sein. — Und dieser Leonidas!

— Nun, erwiederte Marie, indem sie sich bemühte zu lächeln, wir werden ihn bezähmen!... Doch komm, theure Mutter, und sei freundlich gegen den Vater.

Sie traten in den Salon; nach einem linkschen kurzen Gruß machte Granier den Vorschlag, den Contract vorzulesen. Diese Urkunde raubte den beiden Frauen alle ihre Rechte; er stellte sie unter die Gewalt des Leonidas und demzufolge seines Vaters. Die Marquise wollte Einwendungen machen.

— Bürgerin, sprach Brutus die Augenbrauen runzelnd, ich bestehe nicht darauf, aber Du wirst wissen, daß es mir eben so leicht ist, Dich wieder in's Gefängniß zu schicken als Dich daraus zu befreien, und daß Du diesmal nicht allein gehen wirst... Ich habe nichts weiter zu sagen.

Die Marquise unterzeichnete. Die Gatten und Zeugen unterzeichneten ihrerseits; sodann begab

man sich auf die Mairie. Leonidas sprach die bindenden Worte mit Feuer, Marie wiederholte sie muthig, und der Tag endigte mit einem langen Gelage, bei welchem die einige und untheilbare Republik mit einem Enthusiasmus gefeiert wurde, den die furchtbare Anwesenheit Joseph Lebon's und die reichlichen Ströme der hundertjährigen Weine in gleicher Weise anfeuerteten.

Die Folgen dieser Mißbeirath waren leicht vorauszu sehen. Die arme Marie bestand ein immerwährendes Martyrium. Und in der That, welche Vertraulichkeit konnte zwischen zwei Menschen von so verschiedener Bildung und Gemüth heimlich sein? Die Leiden der jungen Frau waren um so drückender, weil sie dieselben in ihrem Innersten verbergen mußte, um den Kummer ihrer Mutter nicht zu vergrößern. Obwohl voll innerer Unruhe, erfüllte sie dennoch ihre Pflichten selbst mit etwas Heiterkeit. Während der Abwesenheit des alten Granier, welcher in die Provinz von Artois geschickt war, um allda Schrecken zu verbreiten, war es ihr gelungen, eine gewisse Herrschaft über ihren Gatten zu erlangen. Er unterwarf sich unwillkürlich dem Einfluß, den die Tugend auf das Laster auszuüben pflegt; sie führte ihn nach und nach zu Ideen der Mäßigung und des Friedens zurück, welche damals emporkeimten, namentlich in Paris, dessen Blutdurst gestillt schien.

Endlich brach den 9. Thermidor* an, ein Friedenstag nach zwei Jahren des Schreckens. Robespierre folgte der zahlreichen Menge seiner Opfer auf's Schaffot. Brutus Granier und Lebon, dem Convent ebenfalls übergeben, bezahlten ihre kurze aber blutige Diktatur mit dem Kopfe. Leonidas, der mit seinem Vater nach Paris abgeführt ward, erwartete noch seinen Urtheilspruch.

Zu Augenblicke der Abreise begegnete er dem Blicke seiner Frau, der voll Mitleid auf ihm ruhte: späte Reue schlich in seine Seele.

In der dritten Nacht seiner Einkerkelung saß Leonidas an einem wackeligen Tische, den Kopf auf die Hände gestützt: seine finstere Miene sagte deutlich, welche qualenden Gedanken sein Hirn durchkreuzten. Sollte es wahr sein, daß es einen Gott gibt, der die begangenen Verbrechen durch

* Am 9. Thermidor II (27. Juli 1794) wurde Robespierre mit seinen Collegen Coutbon und Saint-Just vom National-Convent in Anklagestand versetzt und ohnerachtet seiner Anhänger am 28. Juli mit zwei- undzwanzig seiner Mitschuldigen auf dem Grèveplatz guillotiniert, nachdem er vom September 1792 an den Terrorismus (Schreckensregierung) in allen Provinzen Frankreichs eingeführt und durch zahlreiche Schlachtopfer seiner Blutgier den Haß aller Parteien gegen sich erregt hatte.

sprach die bin-
wiederholte sie
t einem langen
nd unheilbare
gefiert wurde,
doisyb Leben's
undert/öhrigen

en leicht vor-
nd ein immer-
That, welche
Menschen von
nung heimlich
waren um so
ent Jammersien
ihrer Mutter
unorer An-
ten selbst mit
weischit des
y von Artois
u verbreiten,
errichast über
wurf sich un-
gend auf das
thu nach und
des Friedens
n, namentlich
hien.

an, ein Frie-
ens. Robes-
inre Dyster
Leben, dem
en ihre kurze
Leonidas,
führt ward.

nete er dem
f ihm ruhete:

ferung soll
den Koyf
Wient sagte
sein Dien
af es einen
echen durch

wurde Mo-
Saint-Just
verlegt und
i mit zwei-
Gründelag
792 an den
allen Frey-
sabbreide
er Parteien



evige Strafen rächt?... Wie kommt es, daß mir bei diesem Gedanken ein Schauer durch alle Glieder läuft, mir, der ich den Tod zu verachten glaubte? Ach! könnte ich die unschuldigen Schlachtopfer zum Leben erwecken, deren Tod mir Tag und Nacht vor Augen schwebt!

Ein leichtes Geräusch weckte ihn aus seinen Verzweiflungsgedanken, und ein kalter Schweiß rieselte über seine Stirn als er eine weiße Gestalt im Halbdunkel der Thüre erblickte. Nachdem er sich vom ersten Schrecken erholt hatte, erkannte er seine Frau und rief:

— Marie, bist Du es? — Ich bin's, ich bin mit meiner Mutter nach Paris gekommen; ich erbitt die Erlaubniß Dich zu besuchen und bis morgen hier zu bleiben.

— Ah, so viel Güte habe ich nicht verdient! — Am Tage als Du mit meiner Mutter zurückgabst, ward ich Deine Frau, und gelobte meine Pflichten zu erfüllen.

— Ich machte Dich unglücklich und dennoch... — Ah, das Beispiel eines Andern hatte Dich verleitet.

— Mein armer Vater! er war nicht blutdürstig geboren! er war früher so arbeitsam, so rechtschaffen! Aber man hatte ihm so viel vorgeplaudert, daß alle Menschen gleich wären, so daß er Alles haßte, die über ihm standen. Nachdem er mächtig war, wollte er auch reich sein. Ah, er hat seine Verirrungen mit seinem Leben bezahlt! Ich folgte seinem Beispiel, ich werde das nämliche Loos haben... Doch wie, Du weinst? — Ich weine über Deine Zukunft.

— Meine Zukunft? sie ist sehr einfach: morgen werde ich verurtheilt, hingerichtet, und es wird deshalb um die Republik nicht schlimmer stehen. — Aber Deine Seele? Aber Gott?...

— Warum diese Fragen? Was kann Dein Gott für mich thun? — Alles, ja Alles, wenn Du willst. Für ein Wort der Reue, für einen Aufschwung des Herzens zu Ihm, vermag Er Dir eine ewige Glückseligkeit zu geben. Anton, bedenke dies: Gott ist gerecht; aber seine Barmherzigkeit ist unendlich für den Reuigen.

— Anton! Gott! Du redest wie meine Mutter selig. Sie sollte dies Alles nicht erleben, das bestrahlt mich. — Und möchtest Du nicht zu ihr kommen? Du liebst sie so sehr!

— Ah, von ganzem Herzen! Arme theure Mutter! Doch sie ist bei Gott, wie die Priester sagen, wie soll ich zu ihr kommen? — Wieder Anton, der Weg des Heils steht Dir noch offen. Gott beruht Dir die Arme entgegen. Sein eigener Sohn spricht: — Es ist mehr Freude im Himmel über einen Sünder, der Buße thut, als über

neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen. Du lauß Deinem Schöpfer diese Freude bereiten.

— Ah! ist denn Alles wahr was ich früher glaubte? — Ganz gewiß! Befolge meinen Rath in diesem letzten Augenblicke, wo Du von den Menschen wenig, von Gott aber Alles zu erwarten hast.

— Wahrhaftig, Du überzeugst mich, Marie! Du versetzt mich in meine Kinderjahre, da ich auf meiner Mutter Schooß saß, und sie mir von der seligen Jungfrau und den Heiligen redete. O, wäre ich nur damals gekorben, wenigstens doch vor diesen letzten zwei Jahren. — Erlaub sie durch eine aufrichtige Reue aus, theurer Anton. Gott wird sie vergessen. Bereue Du ernstlich Deine Missethat!

— Von ganzer Seele und aus allen Kräften! Ich bitte Gott um Vergebung so vieler Grausamkeiten, so vieler Uebeltaten, wodurch ich Ihn beleidigt habe! Er verzeihe mir mein unedles Benehmen gegen Dich, die Güte selbst, die Du so sehr um mein Seelenheil besorgt bist.

Bei diesen Worten bedeckte der junge Mann, auf den Knien liegend, die Hände seiner Frau mit Küßen und Thränen. Sie richtete ihn liebevoll auf, setzte sich neben ihn und die Nacht verfloß in Gebet und Betrachtung der heiligen Wahrheiten der Religion. Bei Anbruch des Tages drückte Marie ihre Lippen auf die widergeborene Stirn des Gatten und verließ ihn glücklich und gottgegeben.

Die Marquise von Gursch war nicht unthätig geblieben. Durch ihre Bitten bei den einflussreichsten Männern der siegreichen Partei, wurde der junge Granier freigesprochen. Marie dankte dem Himmel als hätte er ihr den Gatten ihres Herzens und ihrer Wahl zurückgegeben.

Als er in's Hotel kam, wo ihn die zwei eteln Frauen erwarteten, war er kaum leimbar; er trug die Uniform der Soldaten der Republik. Er näherte sich der Marquise und lächelte ihr die Hand mit dem Ausdruck tiefer Dankbarkeit; sah dann zu Marie wendend, sprach er:

— Diese Kleidung sagt Dir Alles, theures, edles Weib. Ich bin Deiner nicht würdig; heute fühle ich den Abstand, welcher zwischen Dir, der Reinen, und mir, dem Sünder, besteht. Ich will aber versuchen, Dich zu verdienen. Man kämpft an der Gränze, dort werde ich mich Deiner würdig zeigen oder vor Gram sterben. — O Freund, eine solche Reue und ein solcher Entschluß haben Alles wieder gutgemacht.

— In Deinen Augen, weil Du göttig bist wie Gott, aber nicht vor den Menschen. Um meine Jugendfehler in Vergessenheit zu bringen, muß ich

sie mit Vordeckungen zudecken, dann wird Präulein von Gursch ohne Gerösch Marie Granier sich nennen können. — So liebe hin, und denke an Dein Weib, das Dich liebt und für Deine Rückkehr beten wird.

— Und Sie, Madame, sprach er zu der Marquise, werden Sie mir auch verzeihen? — Ich thue mehr, erwiderte diese; ich soame Sie, und wenn Sie zurückkehren, so werde ich selbst meine Tochter an den Altar führen, um eure Ehe von Gott durch seine Diener zu legitimiren.

— Dies Versprechen, Madame, macht mich unüberwindlich. Theure Mutter, theure Marie, lebet wohl!

John Monat später fiel Granier in den Ebenen Italiens. Er hatte sein Versprechen gehalten; in jener Zeit, wo Selbstverleugnung die allgemeine Tugend war, hatte er sich unter Allen ausgezeichnet, und sich schon zum Offiziersrang emporgeschwungen, als eine feindliche Kugel seinen Leben ein Ende macht. Marie beneidete ihn, denn sie hatte ihn vom Tag an geliebt, wo er unglücklich und reuig war. Sie gab die Güter Graniers den Eigenthümern zurück, und nachdem sie einige Jahre mit ihrer Mutter in der Zurückgezogenheit verlebt hatte, fand sie in einer zweiten Ehe alles Glück, das sie früher der heiligsten Pflicht, der kindlichen Liebe, geopfert hatte.

Der unwissende Richter.

Ein Alterthumsforscher lehrte von Cairo nach Paris zurück, und brachte eine Mumie* mit, die, seinen Vermuthungen nach, gegen 3600 Jahre alt war. Der Vorkühner überdrüssig, nahm unser Weiser in Fontainebleau ein Boot, das ihn gesund und wohlbehalten im Hafen von Sanct-Bernard absetzte. Der Antiquar, von dem Verlangen besetzt, seine Frau wiederzusehen, die eben seine Antiquität war, ließ edligst seine Sachen auf eine Trage legen, aber die herrliche Mumie lag er in dem Schiffe zurück. Die Zollbeamten untersuchten das Boot, fanden in demselben einen Kasten von sonderbarer Form, und vermuthend, daß er nichts anders enthalten könne als Contrebande, ließen sie ihn öffnen. Aber was erblickten

* Die alten Egyptier hatten die Gewohnheit, ihre Todten einzubalsamiren, um dieselben vor der Verwesung zu schützen. Diese einbalsamirten Körper, die drei bis viertausend Jahre unversehrt bleiben, nennt man Mumien. — Im Museum von Strassburg befindet sich eine solche; es ist der Körper eines Mannes, der vielleicht zu Rom's Zeiten gelebt hatte.

sie? Eine Frau, die mit einz zusammengelegenen Leinwandstreifen umwickelt war. Ohne Zweifel war sie das Opfer eines eifersüchtigen Geliebten, eines grüßigen Erbfeindes. Der Polizeicommissär wird gerufen, kommt auf der Stelle in Begleitung zweier Polizeidiener, die eben so wenig in der Archäologie erfahren waren als er selbst. Das Verbrechen ist erwiesen; es wird ein Verbalproceß aufgenommen und die Leiche nach dem Todtenhaus gebracht, damit Jedermann sie erkennen könne. Es erschien, wie man sich denken kann, Niemand, aber der Weise lebete am andern Tage zu dem Hofen zurück, seine theure Mumie zu holen. Hier eben hatte der kluge Commissär seiner gewartet; drei Polizeidiener verhafteten ihn und führten ihn in's Verhör.

— Ah, da seid Ihr ja, Vursicht, rief er, daß ich Euch erkläre? — Wollen der Herr Commissär mir wohl erklären?

— An Euch ist es, alle Umstände des Wortes zu erklären, den Ihr begangen habt. — Ich, einen Mord begangen haben? Ich!

— Oder dessen Mitschuldiger Ihr wenigstens seid. — Zum Guckend, ich glaube, Sie träumen am hellen Tage, Herr Commissär.

— Ich träume; da man das Opfer bei Euch gefunden, erhebt und in einem Kasten verschlossen, wie es der Verbalproceß sagt. — Was, ist es nicht als das? sagte der Antiquar, der sogleich auf den Gedanken kam, sich über den Commissär lustig zu machen.

— Ich rathe Euch noch einmal, ernsthaft zu bleiben; ein Verbrechen, vor dem man bedenken muß! Man antworte: wer hat das junge Mädchen in den Kasten gethan, in welchem es gefunden wurde? — Ich, Herr Commissär.

— Schreiben Sie, Actuarius. Wer hat es von dem Kopf bis zu den Füßen mit Leinwand umwickelt? — Auch ich, achtungswürdiger Herr Commissär.

— Schreiben Sie, Herr Actuarius, daß er das Verbrechen eingeseht. — Der Ausdruck ist stark. — Soll es etwa eine verdienstliche Handlung sein? Wie alt war das junge Mädchen. — Etwa neunzehn Jahre.

— Aus welchem Lande? — Aus Memphis, glaube ich.

— Ein armes Mädchen so weit herkommen lassen, um es zu erworden!... Aber man sahre fort zu antworten: wie lange ist es todt? — Etwa 2650 Jahre.

— He! was? Wollt Ihr eure übel angebrachten Spässe schon wieder beginnen? — Keinesweges, ich kann bezeugen, daß die Verstorbene unter einem der Pharaonen lebte.

— Ich w...
— Nein, E...
Spaß hina...
zu bezieme...
Ihre Name...
scheinen...
Tagen an...
erblicken!

— Eine...
Herr. Und...
Gefassenbe...
sen, daß S...
Mitglied d...
schönen M...
— Ah,

Beziehung...
vergehe M...
zurück, un...
mit Vater...
über den 2...
Jahre ver...

Einver

Die B...
eignisse u...
siehe die...
von S...
zu einer...

Am 1...
der Sign...
sicht der...
welche e...
der W...
die Sich...
Abhäng...

Allein...
Willen...
anhan...
immer...
dem Se...

Der...
seit 18...
den 21...
und 7...

— Act...
dünien...
des Be...
mit Fe...
seiner...
nen R...

— Ich werde Euch Handschellen anlegen lassen.
— Nein, Herr Commissär, das ginge über den Spaß hinaus, und um selbst wieder den Ernst zu beginnen, muß ich Ihnen gestehen, daß ich Ihre Unwissenheit nicht begreife. In der That scheinen Sie nicht zu ahnen, daß Sie seit zwei Tagen an einer ägyptischen Mumie einen Mord erblickten!...

— Einer Mumie? — Ohne Zweifel, mein Herr. Und wenn Sie Ihr Verhör nur mit einiger Gelassenheit begomen hätten, würden Sie wissen, daß Sie mit dem Grafen von T... sprechen, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und schönen Künste.

— Ach, Verzeihung, Herr Graf, tausendmal Verzeihung! Möchten Sie vergessen.... — Ich vergesse Alles; aber geben Sie mir meine Mumie zurück, und tragen Sie Sorge, sich künftig nicht mit Leuten zu umgeben, die bei dem Gutachten über den Tod eines Menschen sich nur um 4000 Jahre verrechnen!

Einverleibung Savoyens und Nizza's an Frankreich.

(Mit einer Abbildung.)

Die Vergrößerung Piemonts in Folge der Ereignisse welche in Italien aufeinander gefolgt sind (siehe die Uebersicht), machte die Einverleibung von Savoyen und Nizza der Krone Frankreichs zu einer geographischen Nothwendigkeit.

Am 1. März sagte der Kaiser bei Eröffnung der Sitzung der gesetzgebenden Körper: „In Ansehung der Umgestaltung des nördlichen Italiens, welche einem mächtigen Staate alle Durchgänge der Alpen einräumt, war es meine Pflicht für die Sicherheit unserer Grenzen die französischen Abhänge der Alpen zu begehren.“

Allein die Regierung des Kaisers wollte dem Willen der Völker dieser Provinzen keine Gewalt anthun. Sie sollten selbst erklären, ob sie sich für immer an Frankreich anschließen oder lieber unter dem Scepter Victor Emmanuel's bleiben wollten.

Der König von Sardinien, welcher die Billigkeit seines Verbündeten anerkannte, unterzeichnete den 24. März einen Tractat, dessen Artikel 1, 5 und 7 lauten:

„Art. 1. Seine Majestät der König von Sardinien willigt in die Vereinigung Savoyens und des Bezirkes von Nizza (circondario di Nizza) mit Frankreich ein, und entsagt, für sich und alle seine Abkömmlinge und Nachfolger, zu Gunsten Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen, seinen Rechten und Ansprüchen auf besagte Gebiete.

Es ist zwischen Ihren Majestäten wohlverstanden, daß diese Vereinigung ohne irgend einen Zwang des Willens der Bevölkerung bewerkstelligt werden wird, und daß die Regierungen des Kaisers der Franzosen und des Königs von Sardinien sich sobald wie möglich über die besten Mittel verständigen werden, um die Kundgebungen dieses Willens zu würdigen und zu constatiren.

„Art. 5. Die französische Regierung wird den Beamten der Civilordnung und den Militärs, welche durch ihre Geburt der Provinz Savoyen und dem Bezirke von Nizza angehören und welche französische Unterthanen werden, die Rechte in Anschlag bringen, die ihnen durch die der sardinischen Regierung geleisteten Dienste erworben sind; sie werden namentlich den Vortheil, welcher aus der Unabsetzbarkeit für die Gerichtsbehörde erfolgt, und die der Armee gesicherten Garantien genießen.“

„Art. 7. Für Sardinien wird gegenwärtiger Vertrag executorisch sein, sobald die notwendige legislative Sanction vom Parlament wird gegeben worden sein.“

Um dem Artikel 1 des Tractats Genüge zu leisten, kamen die zwei Regierungen übereins, den Willen der theilhaftigen Völkerschaften durch das allgemeine Stimmrecht zu Rathe zu ziehen.

Savoyen und die Grafschaft Nizza, ganz von Italien getrennt, machen durch ihre Lage Eins mit dem französischen Gebiete. Die Abstammung, die Sprache, die Sitten und die Sympathien sind in beiden Provinzen französisch. Ihre landwirthschaftlichen, industriellen und commercieellen Interessen ziehen sie unwiderstehlich nach Frankreich, denn dahin schicken sie fast alle ihre Producte, und von daher beziehen sie den größten Theil ihrer Waaren. Suchen die Handwerker der Grafschaft Nizza und die Bergbewohner von Savoyen Arbeit, so wenden sie sich nach Frankreich, und nicht nach Italien.

Die allgemeine Wahl fing zu Nizza Montags den 16. April an, und hatte den darauffolgenden Sonntag, als am 22., in ganz Savoyen statt.

Früh Morgens schon herrschte außerordentliche Lebhaftigkeit in der Stadt Nizza: alle Häuser waren mit den französischen Nationalfarben geschmückt. Um 9 Uhr sah man auf allen Straßen die nach Nizza führen, Schaaren von Bauern aus dem Stadtbann unter Leitung der Pfarrer und Syndike; alle hatten dreifarbigte Cocarden, eine dreifarbige Fahne, und riefen: „Es lebe Frankreich! Es lebe Napoleon III! Es lebe der Kaiser!“ Der Ausdruck der innigsten Freude glänzte auf allen Gesichtern. Jede Gruppe wohnte zuerst einer heiligen Messe bei, dann zog sie in guter Ordnung in's Nationalcollegium zur Wahl.

Das Ja-Bulletin, hinter das Hutband gesteckt, verrieth zum Voraus die Meinung der Stim-menden.

Nachmittags, nachdem das Scrutinium geschlossen, und die Bauern der umliegenden Dörfer auf dem Heimwege waren, wurden die versiegelten Wahlurnen von zahlreichen Wählern begleitet, Musik und Fahne voran, auf die Mairie getragen, unter dem Rufe: „Es lebe der Kaiser! Es lebe Frankreich!“

Am folgenden Morgen begaben sich die Stadt-bewohner zur Wahl: da sah man alle Classen der Gesellschaft durcheinander mit größtem Enthusiasmus zur Urne treten, unter wiederholtem Rufe: „Es lebe Frankreich! Es lebe der Kaiser!“

Bei solchen Aeußerungen konnte das Resultat der Wahl nicht zweifelhaft sein: auch ergab sich bei der Prüfung der Bulletin, daß auf 29,142 Wähler, 24,418 für den Anschluß an Frankreich, und nur 160 dagegen gestimmt hatten.

Wir würden uns wiederholen, wollten wir die Begeisterung beschreiben, mit welcher die Savoyer zur Wahl gingen. Die Zahl der Ja ist der beste Beweis ihrer Sympathie für Frankreich: Auf 135,449 eingeschriebene Wähler haben 130,533 Ja gegen 235 Nein gestimmt.

Die piemontesische Deputirtenkammer hieß obigen Vertrag am 29. Mai gut, und der Senat am 10. nachfolgenden Juni. Der König Viktor Emmanuel bestätigte alsbald diese Gutheißung der beiden Kammern. Demzufolge stattete am 11. Juni der Minister der auswärtigen Angelegenheiten dem Kaiser folgenden Bericht ab:

„Sire, ich habe die Ehre Eurer Majestät das Dekret der öffentlichen Bekanntmachung des am 24. März zu Turin unterzeichneten Vertrags vorzulegen, kraft dessen E. Majestät der König Viktor Emmanuel dem Kaiser alle seine Rechte und Titel auf Savoyen und Nizza überträgt und in die Einverleibung dieser Provinzen an Frankreich einwilligt.“

„Das sardinische Parlament hat durch eine feierliche Abstimmung diese Abtretung so eben bestätigt, die zuerst durch den Souverän und nachher durch den Wunsch des Volkes beantragt wurde. Niemals war die Rechtmäßigkeit eines völkerrechtlichen Vertrags fester gegründet.“

„Die regelmäßige Vollziehung aller Bedingungen, die vorläufige Darstellung der Sachlage zur Prüfung der Mächte, die den Wiener Congress bildeten, welche Eure Majestät veranlaßte dies Begehren an den König von Sardinien zu machen, heben den Ausnahmeharakter der Vergrößerung Frankreichs heraus. Nicht Ruhmsucht, sondern Vorsicht leitete die kaiserliche Politik.“

Eure Majestät wollte keine Eroberung, aber Sicherheit; nicht durch die Gewalt erhielt sie dies, sondern von der Freundschaft eines erkenntlichen Souveräns, und der Werth dieser Sicherheit ist erhöht durch den freiwilligen und einstimmigen Ausdruck des Volkes, das künftig für dieselbe wachen wird.“

„Sire, Eure Majestät und Frankreich können stolz sein auf eine Vergrößerung, die sie moralisch erhöht, ohne daß die gerechten Interessen oder die Eigenliebe einer fremden Macht zu verletzen. In der That, durch den Artikel 2 des Turiner Vertrags sind die Neutralitätsbedingungen gehandhabt, womit Europa, auf das Begehren Sardinien, einen Theil von Savoyen umgeben hat, und unsere Aufrichtigkeit macht es uns zur Pflicht, dieselbe, gleich der Schweiz zu beobachten, bis ein Gutachten der Mächte des Wiener Congresses mit der Schweiz sich in dieser Hinsicht endesgültig ausgesprochen haben.“

„Möge also Eure Majestät beigelegtes Dekret unterzeichnen, das für Eure an Glück ohnehin segensreiche Regierung eine schöne Erinnerung ist.“

„Ich habe die Ehre ic. Thouvenel.“

„Paris, den 11. Juni 1860.“

Folgendes ist der Text dieses Dekretes:

Napoleon, ic.

Haben verordnet und verordnen wie folgt:

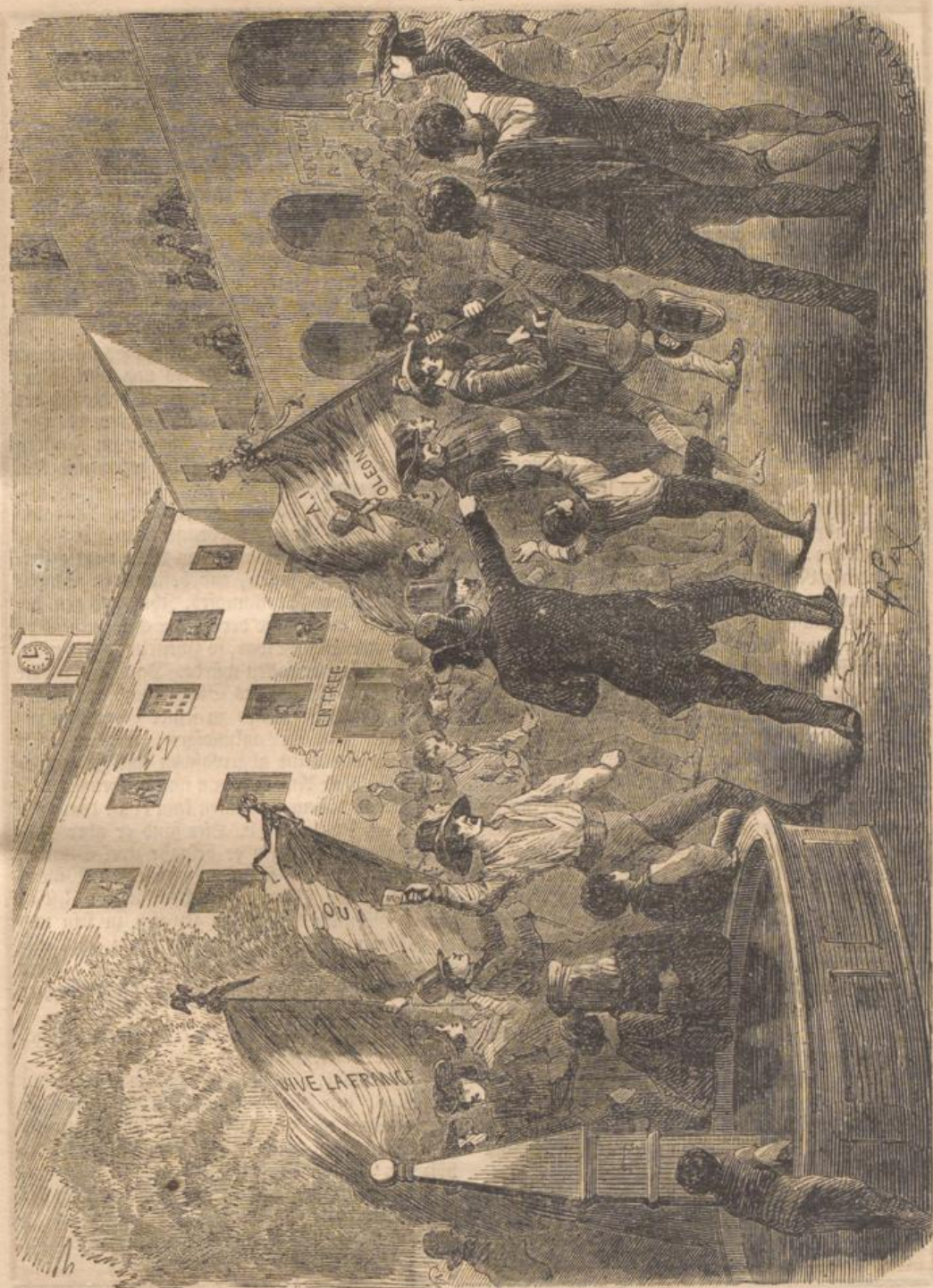
Art. 1. Am 24. März wurde zwischen Frankreich und Sardinien ein Vertrag hinsichtlich der Einverleibung Savoyens und Nizza's an Frankreich geschlossen. Da die Bestätigungs-Urkunden dieses Aktes am 30. desselben Monats zu Turin gewechselt wurden, so wird besagter Vertrag, deren Artikel 1, 5 und 7 wir mitgetheilt, im Ganzen vollzogen werden.

Art. 2. Unser Minister und Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten ist mit der Vollziehung des gegenwärtigen Dekretes beauftragt.

Gegeben im Schlosse zu Fontainebleau, den 11. Juni 1860. Napoleon.

Am 12. Juni nahm der französische Senat einstimmig unter dem Rufe: Es lebe der Kaiser! das Senatusconsult an, welches Savoyen und Nizza mit Frankreich vereinigt. Die französische Constitution und die französischen Gesetze werden in diesen Provinzen mit dem Jahre 1861 in Kraft treten.

Die amtliche Bestignahme dieser Provinzen durch Frankreich hatte am 14. Juni statt: dieser Tag wurde in Paris durch ein Te Deum und öffentliche Feierlichkeiten begangen, und am darauffolgenden Sonntage feierte ganz Frankreich diesen glorreichen Akt.



, aber Si
elt sie dies,
erkenntlichen
icherheit ist
instimmigen
für dieselbe

reich können
ie moralisch
ressen oder
u verlegen.
es Turiner
gungen ge-
Begehren
en umgeben
es uns zur
zu beobach-
des Wiener
dieser Hin-
haben.
gates Defret
id ohnehin
nnerung ist.
u venel.

etes:

ie folat:
chen Frank-
stächlich der
an Frank-
s-Urkunden
s zu Turin
r Vertrag,
getheilt, in

ekretär der
t der Voll-
beauftragt.
bleau, den
leon.

ische Senat
der Kaiser!
avoyen und
französische
sege werden
re 1861 in

Provinzen
statt: dieser
eum und öf-
am darauf-
reich diesen

Geheilte Eifersucht.

Zu Paris wohnte im Sommer des Jahres 18^{ter} der überreiche Marquis S^{ter}, der nebst seinem Golde noch ein anderes, weit schätzbareres Juwel in seiner lebenswürdigen Gattin besaß. Von Tausenden ob seines Glückes beneidet, war der Marquis dennoch nicht so glücklich als er es vermöge seiner Umstände hätte sein können, denn ihn quälte die Eifersucht fürchterlich.

Die Frau war schön, sehr schön; der Anbeter gab es viele, die das Haus der Marquise täglich besuchten, mithin Stoff genug für einen eifersüchtigen Ehemann, um seine Frau mit Argusaugen zu bewachen. Vorzüglich aber hegte er großen Argwohn gegen den Chevalier von L^{ter}, einen jungen hübschen Mann, der es sich sehr angelegen sein ließ, der reizenden Frau den Hof zu machen. Der Marquis überhäufte darüber seine Gemahlin eben nicht in den schonendsten Ausdrücken mit Vorwürfen aller Art, die sie, ihrer vollen Unschuld sich bewußt, nur mit Stillschweigen oder einem mitleidigen Lächeln über die Schwäche ihres Gatten beantwortete.

— O lachen Sie nur, Marquise, pflegte er dann zu sagen, bestätigt sich mein Verdacht, so können sie darauf rechnen, daß es Blut kosten soll!

Solche Ehestandsszenen wiederholten sich nicht selten, und mit ihnen stieg die Eifersucht des Gatten im höchsten Grade.

Einst kam der Marquis spät in der Nacht nach Hause. Seine Gemahlin schlief schon längst, wie ihm der Bediente meldete, und er ging nun gewissermassen beruhigt in sein Cabinet. Kurze Zeit darauf hörte er ein leises Geräusch in dem daran stoßenden Saale. Er öffnete die Thür und sah, daß Jemand im Begriffe war von dem Balcon desselben in die noch offene Glasthüre zu steigen. Alsogleich wurde der Verdacht auf den Chevalier von L^{ter} in dem eifersüchtigen Eheherrn rege; er strengte seine ganze Sehkraft an, den gefürchteten nächtlichen Wanderer genau zu erkennen, und richtig — es war die ganze Gestalt des Chevaliers.

Noch hatte der Marquis so viel Besonnenheit, daß er es, seiner Ehre wegen für rathsam hielt, keinen Lärm zu machen. Leise schlich er in sein Cabinet zurück, nahm ein Pistol, ging dem eben in den Saal Eingestiegenen entgegen, hielt ihm das Pistol vor die Brust und sagte in festentschiedenem Tone:

— Herr Chevalier, ich weiß was Sie hierher führt! Ich könnte Sie auf der Stelle niederschließen, ich sollte es vielleicht auch; aber ich will mich

für den Schimpf, den Sie meiner Ehre anthun, auf eine edlere Art rächen. Gehen Sie!

Der Eingestiegene erwiderte kein Wort, wollte diese Erlaubniß benützen, und wieder auf den Balcon zurückgehen, und von dort auf eben die Art, wie er heraufgeklettert war, hinuntersteigen.

— Nein, rief der Marquis, als er dies sah, Sie könnten Schaden nehmen. Ich werde Ihnen die Thüre öffnen. Gehen Sie, aber morgen Vormittags um neun Uhr erwarte ich Sie mit ein Paar geladenen Pistolen unfehlbar im Gehölze von Boulogne. Dort wollen wir unsere Sache ausmachen, wie es sich für Leute unseres Standes schickt.

Ohne die mindeste Erwiederung, bloß mit einem bejahenden Nicken des Hauptes und dem Marquis warm die Hand drückend, entfernte sich der Ueberraschte, und der Marquis gab ihm das Geleite durch mehrere Zimmer, wo er im Finstern heruntertappte, damit er sich nicht stoßen und kein Geräusch machen möchte.

Des andern Tages, nachdem der Marquis eine schlaflose Nacht zugebracht hatte, begab er sich, ohne seiner Gemahlin ein Wort vom gestrigen Vorfall zu sagen, zur bestimmten Stunde an den Ort des Zweikampfes. Ihm, als dem beleidigten Theile, stand der erste Schuß zu, und da er ein guter Schütze war, so zweifelte er gar nicht, daß sein Gegner fallen würde. Dann erst wollte er mit dem Gefühle des Siegers und der Befriedigten, gerechten Rache zu seiner Gemahlin zurückkehren und ihr ankündigen, wie er seine Schmach mit Blut abgewaschen und sie auffordern, sich ohne Aufsehen von ihm zu trennen.

Boll von diesem Gedanken kam er in dem Gehölze von Boulogne an. Hier fand er aber Niemanden, und nachdem er beinahe zwei Stunden gewartet hatte und schon zurückzukehren Willens war, kam ein Mann, der schon längere Zeit in einem Gebüsche verborgen gewesen zu sein und den Marquis belauscht zu haben schien, ihm entgegen, grüßte ihn freundlichst und sagte: Herr Marquis, Sie haben mich gestern gefordert, hier bin ich!

— Ich? Sie? erwiderte erstaunt der Angesprochene; ich kenne Sie ja nicht.

— Ja wohl, ja wohl, Herr Marquis, ich bin derjenige, den Sie gestern beim Einsteigen in Ihren Saal mit dem gespannten Pistol zurückhielten, und auf heute Punkt Neun in das Gehölz von Boulogne bestellten.

— Mein Herr, das ist ein Irrthum, ich begreife kaum —

— O, seien Sie beruhigt, ich will Ihnen sogleich Ueberzeugung verschaffen.

Der Fremde machte einen gellenden Pfiff, und in wenigen Secunden hatten den Marquis zehn bewaffnete Männer umringt. Dieser wollte sich zur Wehre setzen, der Fremde hielt ihn jedoch zurück mit den Worten: Sie haben nichts zu fürchten, Herr Marquis; folgen Sie uns ruhig, und es wird Ihnen kein Leid zugefügt werden, wo nicht, so stehen zehn Läufe bereit, Sie von diesem in ein jenseitiges Leben zu befördern.

Der Marquis erblaste, seine Ohnmacht fühlend, und folgte ruhig ohne weitere Widerrede seinem Führer.

Nach einer halben Stunde Weges langte der seltsame Zug an einem Felsen an, wo abermals zwei verdächtige Individuen Wade hielten. Hier zog der Fremde ein Papier heraus, und forderte den Marquis auf, entweder zu unterschreiben oder auf sein Leben für immer zu verzichten.

Von zwei Nebeln bleibt wohl nichts Anderes übrig, als das kleinere zu wählen, und so machte es auch unser Marquis, indem er gelassen unterschrieb. Das Papier enthielt nämlich eine Anweisung auf 10,000 Fr., die der Bankier des Marquis dem Ueberbringer sogleich auszuzahlen habe.

Als die Unterschrift geschehen war, übergab der Fremde das Billet einem seiner Leute, es nach Paris zur Auszahlung zu befördern, und ersuchte den Marquis, nur noch einige Zeit sich zu gedulden, bis jener in Paris sich seines Geschäftes könnte entledigt haben, und knüpfte, als ob gar nichts Besonderes vorgefallen wäre, ein anderes Gespräch mit seinem Gaste an, worin er eben so viel Geist als politische Kenntniß entwickelte.

Der Marquis hörte und sah fast Nichts, stand wie auf glühenden Kohlen, und erst nach Verlauf von zwei Stunden entließ ihn der Fremde auf die artigste Weise, indem er mit seinen Spießgesellen waldeinwärts eilte.

Der Marquis, kaum seiner Sinne Meister, lenkte mit Riesenschritten nach Paris ein, und langte fast erschöpft von den Erfahrungen eines so verhängnißvollen Tages in seiner Wohnung an.

Bei seinem Eintritte erzählte ihm die Marquise äußerst erschrocken, daß in der verflossenen Nacht mehrere Juwelen und Goldgegenstände aus dem großen Saal und dem daran stoßenden Tollettenzimmer entwendet worden wären. Der Marquis jedoch hatte keine Ohren für die Mittheilungen seiner Frau; er begab sich sogleich nach seinem Cabinette und schrieb an den Chevalier von L*** und an seinen Bankier zwei Briefe, worin er sogleich um Antwort bat.

Zu seinem Erstaunen erfuhr nun der Marquis von dem rückkehrenden Bedienten, daß der Chevalier von L*** mit seiner Mutter bereits seit drei Tagen in Familienangelegenheiten, nämlich wegen seiner baldigen Vermählung mit Fräulein von C***, verreiset sei, und erst nach vollzogener Hochzeit zurückkehren werde. Betreffs seines Bankiers erhielt er die Nachricht, daß der Wechsel des Herrn Marquis bereits vorgewiesen und sogleich ausbezahlt wurde.

Nun erst sah der Marquis vollkommen ein, daß er sich in der Person des verhängnißvollen Nachtwandlers schrecklich geirrt habe. Er erzählte seiner Gemahlin das Vorgefallene, erkannte nun vollkommen ihre Unschuld, und machte bei Gericht, und zwar Ursachen halber auf sehr geheimem Wege, die Anzeige des Vorgefallenen im Boulogner Walde.

Durch die wirklich stattgefundene Vermählung des Chevaliers von L*** war er nun auch für die Folge, als jener wieder nach Paris zurückkam, geheilt; überhaupt soll der Herr Marquis gänzlich von seiner Eiferucht seit jenem verhängnißvollen Tage geheilt gewesen sein.

Uebersicht der merkwürdigsten Begebenheiten,

die sich seit dem Julius 1858 bis zur nemlichen Zeit 1859 zugetragen haben.

In unserer vorjährigen Uebersicht haben wir gemeldet, daß die Bewegung zu Gunsten der italienischen Unabhängigkeit sich in den Herzogthümern Toscana, Modena und Parma, deren Regenten sich hatten flüchten müssen, und sogar in der Romagna, einem Theil der Kirchenstaaten, verbreitet hatte. Seither wurden diese Staaten durch provisorische Regierungen und Nationalversammlungen verwaltet.

Der am 10. November 1859 zwischen Frank-

reich und Oesterreich in Zürich abgeschlossene Friedensschluß bedingte sich ausdrücklich die Rechte des Großherzogs von Toscana, der Herzoge von Parma und von Modena aus, und erklärte daß die Grenzen dieser Staaten, welche am letzten Kriege keinen Antheil genommen, nur mit Einwilligung der Großmächte Europa's, die dieselben gegründet und deren Existenz anerkannt hatten, dürften geändert werden. Es war also zu vermuthen, daß die Mächte, welche 1815 den Wiener